Aus dem

Lande der Kabylen.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1868.

Erstes Kapitel.

Der Panther und die Tochter des Amin.

Meine Leser wissen schon, daß die Franzosen sich seit vielen Jahren in Algerien festgesetzt haben. Mit keinem Stamm hatten sie so hartnäckige Kämpfe zu bestehen, als mit den Kabylen, denn diese sind ein tapferes, nach Freiheit dürstendes Volk und betrachten Jeden, der nur ein Titelchen von ihrer Eigenthümlichkeit antastet, als ihren geschworenen Feind, und ihr grimmiger Haß verfolgt ihn bis in den Tod. Erst im Jahre 1857, nachdem die Franzosen ein viertel Jahrhundert an ihrer Unterwerfung gearbeitet hatten, konnten sie gebändigt werden.

Aus der Zeit jener Kämpfe will ich hier eine Geschichte erzählen.

Das Dorf Dschema Saridsch lag am Abhange eines Berges und die Häuser waren derart übereinandergebaut, daß es an den steilsten Stellen aussah, als stehe das eine auf dem andern. Diese Bauart, welche in Kabylien überhaupt sehr beliebt ist, gab dem

Dorf ein eigenthümliches, sehr malerisches Ansehen. Was ihm aber noch einen besondern Reiz verlieh, das waren die undurchdringlichen Wälder von stachelichten Cactus und spitzblätterigen Aloës, die es gleichsam wie eine schützende Mauer umgaben und den im Lande umherstreifenden Franzosen den Eintritt verwehrten. Das Dorf lag durch diese Stachelwälder gleichsam in einem unnahbaren Zauberwalde, aus dem sich hier und dort riesige Oelbäume, wie hochragende Wächter erhoben.

Wenn sich der Leser die flammenden Blumenräder der Cactus und den hochaufgeschossenen Blüthenschaft der Aloës hinzudenkt, so wird er mit mir einverstanden sein, wenn ich sage: Dschema Saridsch bot einen höchst malerischen und romantischen Anblick dar.

In diesem Dorfe wohnten zwölf Familiengruppen. Unter einer Familiengruppe versteht man alle diejenigen Familien, welche einen gemeinschaftlichen Stammvater haben. Wenn ich z. B. mit dem Urgroßvater beginnen will, so bildet er mit seinen Kindern die erste Familie; jedes dieser Kinder gründet wieder eine eigene Familie, und das wären also die Familien der verschiedenen Großältern; die Kinder von diesen, also die Enkel der Urgroßväter thun dasselbe, u. s. f. Alle diese Familien zusammengenommen bilden eine Familiengruppe oder mit einem kabylischen Worte eine Charuba. Jede Charuba wählt aus ihrer Mitte einen Dhaman, das heißt, einen Vertreter, welcher über ihre Angelegenheiten wacht. Jedes Dorf besitzt auch einen Amin oder Vorsteher, welcher ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie in Deutschland der Bürgermeister oder

Schulze. Er regiert das Dorf, aber die Dhamans sind seine Beisitzer, gleichsam seine Beigeordneten, und er darf keine Entscheidung treffen, ohne die Dhamans gehört zu haben. Die Beamten werden mit Feigen, Oliven und derartigen Dingen bezahlt, nicht mit Geld.

Der Vorsteher oder der Oberste des ganzen Stammes, welcher den Verkehr mit den französischen Behörden vermittelt, heißt Amin el umena. Seine Macht ist nicht weit her, denn jedes Dorf regiert sich selbst und würde es nicht dulden, daß er sich in ihre Angelegenheiten mischte.

Auf dem höchsten Punkte von Dschema Saridsch erhob sich die Moschee und beherrschte das ganze Dorf. Sie bestand in ihrem untern Theile aus einem großen aber niedrigen Raume mit ziemlich flachem Dache, in welchem sich die Gläubigen bei ihren religiösen Gebräuchen zusammenfanden. Der obere Theil war ein viereckiger Thurm mit niedrigem Kuppeldache; sie hatte also nichts von der zierlichen, schlanken Höhe der türkischen Minarets; aber man sah in den Mauern Schießscharten, wie sich deren auch in manchen Häusern vorfanden.

Diese Schießscharten aber waren nicht gegen die Franzosen eingehauen, wie der Leser leicht vermuthen könnte, denn zu jener Zeit hatte es noch kein Franzose gewagt, das Dorf zu betreten; sie waren vielmehr gegen die eigenen Brüder gerichtet und das hatte folgenden Grund: In allen kabylischen Ortschaften giebt es zwei Partheien, die fast immer in bitterer Feindschaft zu einander stehen. Ein unauslöschlicher Haß hat sich aus einem bekannten oder schon vergessenen Grunde

oft Jahrhunderte lang fortgeerbt und macht sich von Zeit zu Zeit, besonders bei den Wahlen Luft.

Die feindlichen Partheien liefern sich dann blutige Kämpfe, und jede sucht sich in der Moschee festzusetzen, um von hier aus den Feind zu beschießen.

Im Jahre 1856 kam ein Franzose in der Nähe des Dorfes vorüber. Es war der Kapitain Random. Obschon in französischer Militairtracht hatte er doch, fast in der Art der Kabylen, ein Tuch um den Hinterkopf geschlungen, welches über Hals und Schultern bis auf den Rücken hinabflatterte. Bei dem Anblicke von Dschema Saridsch zog er die Zügel an, lehnte sich im Sattel zurück und warf einen Blick über die reizende Lage des Dorfes, während sein Windhund und ein kleiner Rattenfänger sein Pferd umbellten.

Nachdem er sich an dem Anblicke erfreut hatte, gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte weiter. Die Sonne brannte glühend heiß, das Thier dampfte und keuchte so sehr, daß er langsam reiten mußte, um es nicht zu Schanden zu traben. Ihn selbst peinigte der Durst, aber vergebens sah er sich nach Wasser um. Da thürmten sich hohe mit Cactusstauden und Aloës bewachsene Felsen vor ihm auf und zu seiner unaussprechlichen Freude sah er aus dem Gestein eine Quelle hervorsprudeln. Die Hunde stürzten sogleich auf dieselbe zu, um ihren Durst zu löschen.

An der Quelle saß ein kabylisches Mädchen mit hübschen Augen und zutraulichen Gesichtszügen. Ihre schwarzen Locken steckten unter einem bunten Tuche, welches an den Schläfen durch Knoten festgehalten wurde und hinten über den Nacken und den Hals bis



Ausführ. Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, aus dem Lande der Kabylen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

zur Schulter reichte. Die übrige Kleidung bestand nur aus zwei Stücken, aus einem weichen faltenreichen Hemde von Wollenstoff und einem Gürtel, der dasselbe in der Mitte des Leibes zusammenhielt. Die Arme des braunen Mädchens waren bis zum Schultergelenke, die Beine bis zu den Knieen nackt.

Trotz der Einfachheit dieser Kleidung sah sie so graziös aus, daß unsere feinsten europäischen Salondamen keinen Vergleich mit ihr hätten aushalten können. Außer ihr waren noch drei Kinder an der Quelle, zwei Knaben und ein kleines Mädchen mit natürlich gekräuselten Locken. Die ältere schien die Aufsicht über die jüngeren zu führen.

Die plötzliche Erscheinung des Fremden jagte ihnen Schrecken ein; die kleinen Kinder verbargen sich ängstlich hinter den Felsen und selbst die größere Schwester Abdela machte eine Bewegung, als ob sie entfliehen wollte.

Der Kapitain aber, der sein Pferd indessen an die Brunneneinfassung geführt hatte, um es trinken zu lassen, rief ihm zu: „Fürchte dich nicht, mein Kind, ich thue dir nichts zu Leide!“

Abdela blieb schüchtern stehen, aber sie gewann bald Zutrauen und fragte: „Willst du nicht auch trinken?“

„Ich möchte es wohl,“ gab er zur Antwort, „aber mein Pferd ist ein wildes Thier und wenn ich einmal abgestiegen bin, habe ich Mühe, wieder hinaufzukommen.“

Das Mädchen trat auf die kleine Mauereinfassung, schöpfte mit beiden Händen und führte ihm dieselben zum Munde. Ueber das sonderbare Trinkgeschirr lächelnd

schlürfte er den kühlenden Trank hinab. Abdela schöpfte von Neuem bis sein Durst gestillt war. Die Geschwister kamen nun auch aus dem Versteck hervor und betrachteten neugierig den Fremden. —

„Wie heißest du, mein Kind?" fragte Random.

„Abdela!" gab sie zur Antwort. Den Finger ausstreckend und auf das Dorf zeigend fuhr sie fort: „Ich wohne in Dschema Saridsch und der Amin Kadra ist mein Vater. Wer aber bist du?"

„Mein Name ist Random und ich bin Kapitain im Fort Napoleon."

„Ah, du bist also eine Franzose. Da solltest du dich hier nicht blicken lassen, denn meine Landsleute hassen die Franzosen und ich glaube sicher, sie würden dich tödten, wenn du in ihre Hände fielest."

„Aber ich habe doch deinen Landsleuten nichts gethan."

„O ja," antwortete sie mit einem kecken Zurückwerfen des Kopfes, „die Franzosen sind in unser Land eingefallen und haben es verwüstet. Dazu haben sie kein Recht."

„Es ist dir also wohl leid, daß du mir Wasser gereicht hast?"

„Nein, gewiß nicht; ich habe es dir gerne gegeben; das Wasser ist ja für alle Durstenden. Aber ich liebe die Franzosen nicht, weil sie uns wie Feinde behandeln, und Niemand liebt sie."

„Es ist brav, Abdela, daß du es mit deinen Landsleuten hältst, aber du darfst die Franzosen doch nicht allzusehr hassen, denn sie sind im Grunde genommen, gute Menschen, und wenn sie Krieg mit euch führen,

so thun sie nur, was ihnen von ihrem Herrscher befohlen ist."

„Das ist ein schlechter Befehl. Würdet ihr nicht auch so sprechen, wenn die Kabylen nach Frankreich kämen, eure Dörfer verwüsteten und eure Leute tödteten?"

Während Abdela diese Worte, denen der Kapitain durch ein Kopfnicken beipflichtete, sprach, hörte er über sich ein Geräusch und hob den Kopf empor. Zu seinem Schrecken gewahrte er einen Panther, der sich ungesehen auf einem Einschnitte im Felsen genähert hatte und eben im Begriffe war, sich auf das Mädchen zu stürzen. Schon hatte er zum Sprunge ausgeholt und Abdela war ohne Zweifel verloren, wenn sie nicht auf der Stelle ihren gefährlichen Standpunkt verließ. Random, welcher die unmittelbare Gefahr sah, stieß einen gellenden Schrei aus und riß gleichzeitig das Mädchen mit einem schnellen Ruck von dem Mauerrande herab. So ging der Sprung glücklicher Weise fehl, aber der Panther richtete nun seine Wuth gegen den Reiter. Während Abdela und ihre Geschwister mit lautem Geschrei von dannen flohen, hatte er einen blutigen Kampf mit dem Raubthiere zu bestehen. Durch die Bewegung, welche er gemacht hatte, um das Mädchen aus der todesgefährlichen Nähe des Panthers zu bringen, konnte er nicht zeitig genug zu seiner Flinte greifen. Das Thier erhielt dadurch Zeit, zu einem neuen Sprunge auszuholen und seine Pranken in die Weichen des Pferdes zu schlagen.

In der fürchterlichen Nähe war es nun nicht möglich, die Schußwaffe zu gebrauchen. Er griff also

nach dem Dolche und handhabte denselben mit meisterhafter Geschicklichkeit. Leider blieben die Stiche von geringer Wirkung, denn das Pferd stürzte unter ihm zusammen und der Panther kam auf ihn zu liegen. Einen Augenblick kam das Raubthier in Verwirrung, aber es dauerte nur einen Moment, so öffnete es seinen furchtbaren Rachen. Random, den Tod vor Augen sehend, wollte nicht sterben, ohne alles gethan zu haben, seinen Feind unschädlich zu machen. Mit der Kaltblütigkeit eines römischen Helden nahm er die Pistole aus dem Gürtel, setzte sie dem Raubthiere gerade auf das Herz und drückte los. Der Schuß that seine volle Wirkung; der Panther überschlug sich, machte noch einige vergebliche Anstrengungen, wieder auf die Beine zu kommen und gab dann seinen Geist auf.

Random war schrecklich zugerichtet; von seinen Armen und Beinen hingen Lappen Fleisch herab, welche ihm der Panther mit seinen Krallen losgerissen hatte. Mühsam arbeitete er sich empor und schleppte sich zu dem Bächlein, welches von der Quelle gebildet wurde. Hier verließ ihn seine Kraft und, mit dem halben Leibe im Wasser liegend, überkam ihn eine Ohnmacht.

Abdela war nach ihrem Dorfe geeilt. Gleich am Eingange fand sie ihren Vater, den Amin Kadra. „Vater,“ rief sie in höchster Aufregung, „ein Panther an der Quelle!“

„Ein Panther? Erzähle!“

Abdela theilte ihm in fliegender Eile mit, was sich zugetragen und fügte hinzu: „Du mußt dem Franzosen rasche Hülfe bringen!“

Der Amin fühlte ein tiefes Mißbehagen, daß es

gerade ein Franzose war, gegen welche in seinem Herzen ein fortwährender und ungebändigter Haß loderte; aber dieser Franzose war der Lebensretter seines Kindes und es wäre schändlich gewesen, ihn der Wuth der wilden Bestien zu überlassen.

Mehrere Kabylen waren herbeigekommen; Kadra rief ihnen zu: „Nehmt eure Büchsen und folgt mir!"

Ein Zug von zwanzig Männern setzte sich in Trab; sie hatten unter Anführung Abdelas die Quelle bald erreicht. Der Panther war bereits verendet, und den Kapitain fanden sie wie todt im Wasser liegen. Das Bächlein war von seinem Blute gefärbt. Keiner von all den Mitgekommenen machte Anstalt, sich ihm zu nähern und seine Wunden zu untersuchen. In jedem Auge dieser braunen Gestalten loderte der Haß und sie wären wohl wieder abgezogen, ohne ihm die geringste Hülfe zu leisten, wenn Abdela nicht zugegen gewesen wäre.

Sie kniete neben dem Ohnmächtigen nieder, wusch ihm das Gesicht und die Schläfen mit Wasser, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Er schlug auch endlich die Augen auf und schaute sie mit einem befremdenden Blicke an.

„Du bist gerettet, liebe Kleine," flüsterten seine blutlosen Lippen. „Ich sehe, mein Pferd ist hin, aber der Panther ist auch unschädlich gemacht."

Nach diesen Worten schloß er die Augen wieder.

„Vater wir müssen ihn in's Dorf bringen," sprach Abdela. „Hier in der brennenden Sonnenhitze darf er nicht bleiben; auch hat er Pflege und Wartung nöthig."

Ueber Kadra's Gesicht flog ein mißmuthiger Schatten. „Dschema Saridsch hat noch keinen Franzosen gesehen," sagte er unmuthig. Soll der Amin der erste sein, der sie in sein Dorf einführt?"

„Du weißt, daß ich die Franzosen als die Bedränger unseres Landes hasse," gab sie zur Antwort; „aber wir sind diesem Manne Dank schuldig, denn er hat mir das Leben gerettet und er kam nicht in feindlichen Absichten hierher."

Kadra trat unter die Kabylen und fragte sie um ihre Meinung. Sie waren einstimmig der Ansicht, daß er nicht in's Dorf gebracht werden sollte."

„Ohne Hülfe darf er allerdings nicht bleiben," sagte der Amin. „Wir wollen ihn nach Fort Napoleon zu seinen Landsleuten tragen."

Damit waren alle einverstanden.

Aber Abdela erhob sich vor dem Ohnmächtigen und sprach fast mit Heftigkeit: „Fort Napoleon ist zu weit entfernt; er würde auf dem Wege dahin sterben und wir wären seine Mörder. Schämt euch, Männer von Dschema Saridsch, daß ihr einem Manne, welcher der Tochter eures Amins das Leben gerettet hat, nicht ein Asyl gönnen wollt! Sollen die Franzosen von uns sagen, daß wir das Gefühl der Menschlichkeit nicht kennen? Nein, Vater, der Mann, welcher sein eigenes Leben nicht schonte, um das deines Kindes zu retten, muß in Deinem Hause gepflegt werden. Ich leide es nicht anders."

Das Mädchen war noch kaum am Kindesalter vorüber, aber ihre Worte waren mit einem Nachdrucke gesprochen, als sei sie bereits erwachsen, und ihr

Sinn zeigte sich in diesem Stücke so fest und nachgiebig, daß die Kabylen sich einander unschlüssig anschauten.

„Kadra," sagte einer von denselben, „dein Kind spricht wie eine echte Kabylin. Wir leben in Haß gegen die Franzosen und unsere Waffen würden sie niederschmettern, wenn sie es wagten, in unser Dorf einzudringen; aber der Einzelne, welcher im Frieden dahinzieht, ist nicht unser Feind. Und dieser Eine hat uns Allen einen großen Dienst erwiesen, indem er die Tochter unseres Amin rettete. Handeln wir so an ihm, daß auch der friedliche Kabyle in das Gebiet der Franzosen kommen kann, ohne daß er eine feindselige Handlung befürchten muß."

Die Worte des Mannes, dem Abdela einen dankbaren Blick zuwarf, schlugen durch, Kadra gab seine Zustimmung.

Die Kabylen legten nach diesem Entschlusse sogleich Hand an. Einige hoben den ohnmächtigen Kapitain auf, andere nahmen das Sattelzeug des verendeten Pferdes und wieder andere befestigten Taue um den getödteten Panther, um ihn ins Dorf zu schleppen.

In Dschema Saridsch hatte sich das Gerücht von dem furchtbaren Ereignisse sehr rasch verbreitet. Männer, Weiber und Kinder kamen ihnen entgegen. Der Panther war für alle ein Gegenstand des Schreckens, der Franzose aber des Abscheues. Keiner von ihnen konnte begreifen, daß es wirklich in der Absicht des Amin liege, einen Feind in das Dorf bringen zu wollen.

„Kadra," redete ihn ein altes Weib an, „wir waren bisher stolz darauf, daß noch kein Franzose es

gewagt hat, seinen Fuß in Dschema Saridsch zu setzen Willst du, der an der Spitze des Dorfes steht, diesen Stolz mit Füßen treten"?

„Soll ich den Retter meines Kindes sterben lassen?" fragte er erröthend. „Uebrigens, Sarjui, bin ich nicht derjenige, welcher für seine Aufnahme in unsere Häuser gestimmt hat. Nur mit Widerstreben habe ich eingewilligt, aber ich darf nicht undankbar sein."

„Hört den Amin," rief Sarjui mit boshaftem Lachen. „Er wäscht seine Hände und doch denkt er nur daran, sich bei dem Feinde beliebt zu machen. Ihr Einwohner von Dschema Saridsch, laßt es euch nicht gefallen, daß ein Freund der Franzosen an eurer Spitze steht. Wenn einmal einer von ihnen den Weg kennt, so werden sie ihn bald alle wissen. Kommt mit euern Waffen und leidet es nicht, daß eure Freiheit angetastet wird!"

Die Stachelreden Sarjui's verfehlten ihre Wirkung nicht; mit flammenden Gesichtern stürzten die grimmigsten Franzosenhasser herbei und forderten ihren Amin mit trotzigen Worten auf, den Fremdling wieder hinauszuschaffen. Kadra hatte aber so heißes Blut in den Adern wie die übrigen Dorfbewohner. Die Art und Weise, wie die Kabylen ihm entgegentraten, behagte ihm durchaus nicht.

„Zurück," rief er „und greift nicht in meine Privatangelegenheiten ein! Noch vor einer halben Stunde sah ich selbst in diesem Fremdlinge nur den Nationalfeind, aber eure unsinnige Wuth macht es mir klar, wie sehr ich die Pflicht habe, ihn zu schützen. Der Kabyle gewährt seinem schlimmsten Feinde Gastfreund-

schaft und ich sollte diese Abdela's Retter verweigern? Pfui, schämt euch der niedrigen Gesinnung und laßt den Eingang meines Hauses frei!"

Die Erregten blieben betroffen stehen, denn sie sahen ein, daß sie zu weit gingen und ihren Amin beleidigten. Dadurch wurde die Thüre frei und die Träger konnten den Verwundeten hineinbringen.

Obschon das Haus des Amin zu den bessern Gebäuden in Dschema Saridsch gehörte, so bot es doch nicht viel Bemerkenswerthes dar. Der untere Theil der ziemlich langen Fronte wurde von einer großen Thür eingenommen. Thüre ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn es war nur ein großes viereckiges Loch, über dessen Arichitrav sich als Verzierung einige, aus gegeneinandergestoßenen Steinen bestehende Dreiecke befanden. Ueber diesem Eingange, welcher in das einzige Gemach des Erdgeschosses führte, befand sich ebenfalls eine Oeffnung, welche aber etwas kleiner und oben gewölbt war. Zu beiden Seiten waren zwei enge Spalten, die offenbar keinen andern Zweck hatten, als, im Falle ausbrechender Feindseligkeiten als Schießscharten zu dienen.

Als die Träger den Verwundeten im Erdgeschosse niederlegen wollten, sprach Kadra: „Hier kann er nicht bleiben; er muß nach oben. Unsere Gegner machen so drohende Gesichter, daß wir fürchten müssen, sie dringen hier ein und schleppen ihn mit Gewalt hinweg."

Sie trugen ihn die enge Treppe hinauf in das obere Geschoß, wo Abdela ihm sogleich ein Lager zurecht machte und erklärte, sie werde die Pflege bei ihm übernehmen.

Die draußen Stehenden waren unterdessen von Sarjui gehöhnt und mit stets beißenderen Reden aufgestachelt worden. „Sie hat Recht,“ rief einer derselben. „Es ist eine Schande, daß wir uns solche Dinge gefallen lassen. Der Amin soll den Franzosen herausgeben oder wir stürmen sein Haus.“

Mit wildem Geschrei gaben sie ihren Willen kund und griffen mit schrecklichen Drohungen zu ihren Flinten. Schon fielen Schüsse nach dem oberen Geschosse und die Kugeln bohrten sich in die Fugen zwischen den Steinen.

Da griff auch der Amin nach seiner Flinte, trat furchtlos in die Thüröffnung und erklärte mit lauter Stimme, daß er Jeden, der das geheiligte Gastrecht verletze, niederschießen werde.

Seine Worte wirkten nur für einen kurzen Augenblick. Mit jeder Minute wurde der Haufe vor seiner Thüre größer und der Lärm steigerte sich zu einem wilden Toben. Abermals pfiffen die Kugeln und gefährdeten Kadra's Leben. Da stellten sich die Männer, welche den Verwundeten getragen hatten, an seine Seite und sie schossen in die tobende Menge. Nur den schlechten Feuersteinflinten war es zu danken, daß Niemand todt auf dem Platze lag.

Jetzt verließ Abdela das Lager des Verwundeten, trat furchtlos in die Oeffnung vor die Männer hin und rief mit hochgeröthetem Gesichte: „Hört mich, ihr Männer von Dschema Saridsch und laßt die Kugeln in den Flinten. Der Mann, nach dessen Blut ihr dürstet, liegt auf den Tod verwundet und er kann auf viele Tage hin Niemanden schaden. Ein Panther hat

seine Glieder zerrissen. Wißt ihr, wie das gekommen? Ihr wißt es nicht und dennoch wollt ihr ein Urtheil sprechen und es an dem Wehr- und Bewußtlosen ausführen. Ich will es euch sagen: Der Franzose war an unserm Dorfe vorübergeritten und hielt an der Quelle, um seinen Durst zu löschen. Wäre er nicht dagewesen, so wäre die Tochter eures Amin jetzt eine Leiche, denn der Panther hatte mich zur Beute ausersehen und schon seinen Sprung nach mir gethan. Der Fremdling war nicht in Gefahr; er hätte ruhig seines Weges reiten können. Aber das that er nicht, sondern er rettete mir das Leben und bot seinen eigenen Leib der Bestie zur Speise dar. Wenn das einer von euch gethan hätte, so würde ihn mein Vater mit Ehren und Geschenken überhäuft haben, obschon er nur nach Ehre und Pflicht gehandelt hätte. Der Fremdling hatte diese Pflicht nicht und wahrlich keinen Grund, sich für mich zu opfern, denn er wußte aus meinem eigenen Munde, daß wir alle seine Nation hassen. Dennoch trat er für mich ein. Und nun frage ich euch, ob es nicht eine edle und großmüthige Handlung war?"

„Ja, es war eine wahrhaft hochherzige That!" ließ sich eine Stimme aus dem Haufen vernehmen.

„Wohlan!" rief Abdela, „wenn ihr das anerkennt, warum wollt ihr ihn tödten? Wer nach seinem Blute lechzt, liebt weder den Amin, noch seine Tochter, sondern er gibt zu erkennen, daß es ihm ein angenehmes Gefühl wäre, wenn ich blutig und zerrissen an der Quelle läge."

Das Schießen hatte schon gleich im Anfange ihrer Rede aufgehört, jetzt verstummten auch die einzelnen höhnischen Bemerkungen, die man noch vernommen hatte. Die Männer standen mit gesenkten Häuptern da und wagten kaum aufzuschauen. Nur Sarjui hielt noch keine Ruhe und immerfort ertönte ihr Ruf: „Der Franzose muß niedergestochen werden!"

Es war vorauszusehen, daß die reizbaren Gemüther bald wieder von Neuem entflammt werden würden; deßhalb erhob sie noch einmal ihre Stimme und sprach: „Wollt ihr auf den Ruf der Sarjui hören, so heißt das nicht anders, als, ihr wollt euch untereinander morden. Sagt selbst, ob sie es nicht ist, welche immerdar nach Brand und Blut schreit. Als ich gehen lernte, war Dschema Saridsch im Frieden und die Einwohner gingen ruhig ihren Geschäften nach; da fachte die Sarjui einen alten Streit von Neuem wieder an und sie hielt erst dann Ruhe, als eure Häuser in Trümmern lagen, eure Erndten vernichtet, eure Brüder gemordet waren.

Seitdem ist auf ihr Anstiften alljährlich die Feindschaft ausgebrochen und es gibt kaum ein Haus im Dorfe, welches nicht einen oder mehrere Todte zu beklagen hat. Niemand freut sich darüber als Sarjui; ihr ist es am wohlsten, wenn die Pfosten der Hausthüren von Blut rauchen, wenn die Kugeln den Unschuldigen auf dem Wege dahinraffen. Ich frage euch, warum ihr stets auf den Ruf dieses Weibes hört? Keiner von euch liebt sie, Keiner ehrt sie und doch folgt ihr derselben in allem Bösen. Wahrlich, Niemand kann sagen, daß sie den Kabylen jemals wohl gewollt.

Schüttelt die Ketten ab, die sie euch geschmiedet und werdet wieder freie Männer. Oder ist es nicht eine bittre Knechtschaft, wenn ihr euch gegen euern Willen von dieser alten Händelmacherin unter die Füße treten laßt? Heute reizt sie euch zum Kampfe an und morgen lacht sie, daß ihr in euerm Blute schwimmt."

Abdela hielt erschöpft inne; sie wußte nicht mehr, was sie noch anführen sollte, um die Bewohner zu besänftigen; aber es bedurfte auch keines Wortes mehr. „Fort mit der alten Hyäne!" rief eine Stimme.

„Fort mit ihr!" tönte es aus dem Haufen nach, und im folgenden Augenblicke wurde sie hinweg gezerrt und in ihre Hütte getrieben.

Das Weib warf sich mit Zähneknirschen auf die Matten nieder, raufte vor Wuth im Haar und zerschlug sich die Brust mit den braunen Fäusten. „Rache, Rache!" stöhnte sie aus wuthentflammter Brust. „Wartet ihr Hunde! da ihr die Franzosen liebt, so sollt ihr auch die Schwerter derselben kosten! Du aber, Tochter des Amin, du sollst erfahren, was es heißt, die alte Sarjui vor den Kabylen von Dschema Saridsch verächtlich zu machen! Ja, ich habe Freude am Blute; ich möchte mich darin baden gleich dem Panther, der dein zartes Fell geschont hat. Aber kein Blut auf Erden sehe ich lieber vergießen, als deines. Ehe die Erndte eingebracht ist, sollt ihr sehen, was die Sarjui vermag. Wenn noch ein Dach von Dschema Saridsch stehen bleibt, so soll es bis auf die spätesten Tage Zeugniß geben von der furchtbaren Rache der Sarjui, die ihr verachtet."

Zweites Kapitel.

Die Blutrache.

Nachdem die Kabylen sich zerstreut hatten, kehrte Abdela wieder an das Lager des Kranken zurück. Er lag mit geöffneten Augen da; das Schießen hatte ihn aus seiner Ohnmacht geweckt. „Abdela,“ sagte er mit schwacher Stimme, „bin ich in deinem Hause?“

„Du bist bei meinem Vater,“ gab sie zur Antwort; „wir werden dich pflegen, bis du heil von dannen gehen kannst.“

„Aber du hassest mich!“ sprach er.

„Nicht dich, sondern deine Nation, dir bin ich Dank schuldig, denn du hast mir das Leben gerettet.“

„So gib mir zu trinken, denn meine Zunge klebt am Gaumen.“

Sogleich eilte sie hinab und kam mit Wasser zurück, welches er gierig einsog.

„Gedulde dich nur eine Weile,“ sagte sie; „ich eile den Marrabut zu holen, damit er deine Wunden verbinde und Heilkräuter darauf lege.“

Rasch verließ sie das Haus und eilte mit der Schnelligkeit eines Rehes durch das Dorf. „Mit Stolz zeigten sich die Frauen das muthige Mädchen und wollten sie im Laufe aufhalten, um aus ihrem Munde die Geschichte des Panthers zu vernehmen.

„Jetzt kann ich nicht bleiben,“ gab sie im Vorüberlaufen zur Antwort; „Kapitain Random stirbt am Blutverluste, wenn der Marrabut nicht kommt.“

Höher und höher kletterte sie den Berg hinan; ihr

Athem wurde kürzer, die Füße versagten ihr den Dienst, aber sie eilte weiter und erreichte die Moschee. Neben derselben stand das Haus der Marrabuts oder Priester. Mehrere derselben lagerten im Schatten der Oelbäume, einige übten sich im Lanzenwerfen. Keuchend trat sie zu einem von der Schaar und sprach: „Im Hause meines Vaters liegt der Mann, welcher mir das Leben gerettet hat; das seinige schwindet dahin, wenn ihm nicht bald Hülfe wird. Komm, eile, es ist Gefahr im Verzuge!"

Der Marrabut schaute das Mädchen mit einem mißbilligenden Blicke an und sprach: „Abdela, Tochter des Amin, du solltest als eine Gläubige auf dem Leuchter stehen und Alle durch dein Licht erhellen. Was sehe ich statt dessen? Du machst gemeinsame Sache mit den Giauren? Du handelst so niederträchtig, daß du dich nicht scheust, den Feind aller Kabylen in dein Haus aufzunehmen?"

Mit jedem Worte wurde der Ton seiner Stimme pathetischer, sein Auge funkelnder. Abdela aber unterbrach ihn ungeduldig: „Rede ein andermal von dem, was ich zu thun habe, Mansur; jetzt ist nicht die Zeit. Random stirbt, wenn nicht bald Hülfe kommt."

„So laß ihn sterben! Die Luft von Dschema Saridsch wird allerdings entweiht, aber —"

„dein unverständiger Haß wird gesättigt sein," vollendete Abdela den Satz. „Pfui über den Marrabut, der nur Trost für seine Anhänger hat und nicht für den Fremden. Gehe Mansur, mache gemeinschaftliche Sache mit Sarjui. Es wird ein großer Ruhm für dich sein, wenn die

Nachkommen erzählen: der Marrabut Mansur war der Hyäne Freund und Anhänger!"

Sie wandte sich an einen zweiten und dritten Marrabat; alle schüttelten die Köpfe oder fuhren sie mit harten Reden an. Nur der letzte, ein unscheinbares Männlein, rat an ihre Seite und flüsterte: „Kehre heim; ich folge dir unbemerkt. Die Franzosen haben mir Wohlthaten erwiesen und mein Herz ist dankbar."

„Guter Tizi," antwortete Abdela verwundert, „der Himmel wird dich für deine Barmherzigkeit lohnen!"

„Ich habe den Lohn schon vorher erhalten," antwortete Tizi, während sie mit schnellen Schritten dem Hause des Amin zueilten. „Eines Tages wanderte ich in der Nähe von Constantinopel, als ich plötzlich von Arabern ergriffen und bluträunstig geschlagen wurde. Vielleicht hätten sie mich getödtet, wenn mir nicht unerwartete Hülfe gekommen wäre.

Ein Franzose sprengte an dem Abhange des Berges vorüber, wo sie mich niedergeworfen hatten. Auf mein klägliches Flehen hielt er sein Pferd an und da er sah, in welch einer mißlichen Lage ich mich befand, so zog er seinen Degen und vertrieb die Uebelthäter. Ich war indessen schon so schlimm zugerichtet, daß ich mich nicht mehr auf einem Fuße zu erheben vermochte. Da stieg er ab, hob mich auf sein Thier, band mich fest, daß ich nicht herabstürzte und führte das Thier am Zügel bis zur Stadt. Hier übergab er mich einem französischen Wundarzte und ließ mich pflegen, als ob ich einer seiner Landsleute gewesen wäre. Als ich genesen war, beschenkte er mich reichlich mit Geld und ließ mich durch seine Soldaten so weit begleiten, daß

ich nichts mehr zu befürchten hatte. Du siehst also, Abdela, daß ich trotz des Hasses, den wir alle gegen die Franzosen hegen, den Einzelnen, der elend und unglücklich in unserm Dorfe weilt, nicht ohne Hülfe liegen lassen darf. Ich müßte fürchten, daß mich Allah strafen würde."

Bald hatten sie das Haus des Amin erreicht und stiegen in das obere Geschoß empor. Kadra, der all seinen Haß vergessen, seitdem er für den Retter seines Kindes mit den Waffen eingetreten, war um den Verwundeten beschäftigt. Der Arme litt die furchtbarsten Schmerzen, denn er lag jetzt schon mehrere Stunden unverbunden da; der fortwährende Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß ihm jeden Augenblick die Augen wieder zufielen, obschon er große Anstrengungen machte, sie offen zu halten.

Tizi hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen, als er ausrief: „Bei Allah, das ist der Mann, welcher mir das Leben gerettet hat und dem ich so großen Dank schuldig bin! Ich will nicht von seinem Lager weichen, bis er aus der Gefahr ist."

Ein Kästchen mit Verbandstücken, Pflastern und Medicamenten aus der Tasche nehmend, beugte er sich nieder und begann die Fleischlappen zusammenzunähen. Einige Fetzen, welche gar zu zerrissen waren, mußten ganz abgeschnitten werden.

Abdela war oft dabei gewesen, wenn Verwundete verbunden wurden, denn in Dschema Saridsch hatten schon seit Jahren, durch den Menschenhaß der Sarjui angefacht, zwei feindliche Parteien gegeneinander gestanden und sich bekämpft. Heute legte sie Hand mit

an, indem sie die Nadel einfädelte, das Messer reichte und die Glieder des Kapitains festhielt. Dieser zuckte zusammen, wenn Messer oder Nadel durch das Fleisch gingen und zuweilen seufzte er schmerzlich auf; aber er wußte, was mit ihm vorging und wenn seine Lippen auch keinen Laut hervorbrachten, so dankte er dem muthigen Mädchen und dem Marrabut doch mit den Augen.

Als die schmerzhafte Operation vollzogen, fiel er vor Abspannung wieder in Schlaf; Abdela und Tizi hielten die Wache bei ihm.

Während dieses im Hause des Amin vorging, sann die alte Sarjui auf Rache. Lange hatte sie mit wüstem Wuthgeschrei auf dem Boden gelegen. Jetzt erhob sie sich, schüttelte die krausen Locken aus der Stirne, warf ein Tuch über den Kopf und begab sich durch die Hinterthüre ihres Hauses den Berg hinan. Sie ging langsam und bedächtig; mit jedem Schritte pflanzte sich der Grimm tiefer in ihre Brust und sie war entschlossen, ein Feuer zu schüren, welches lange brennen sollte.

Am Vorsprunge eines steilen Felsens lag das Haus Igulfan's, eines steinalten Kabylen. Er saß auf einem Felsblocke vor seiner Thüre und schaute in die von Hitze zitternde Luft des Thales.

Sarjui nahm das Tuch vom Haupte, stellte sich vor ihn und sprach: „Sind die Zeiten so ruhig, Igulfan, daß du hier wie ein Träumer sitzest und die Spitzen deiner Lanzen und Dolche verrosten lässest?“

„Freilich sind sie ruhig,“ gab der alte Mann zur Antwort, „aber auch in ruhigen Tagen sind meine

Büchsen und Pistolen geladen und niemals rosten meine Waffen."

„Ich wundere mich wahrlich über deine Sprache," sagte Sarjui höhnisch. „Mein Gedächtniß reicht nicht so weit als das deinige und doch habe ich schon achtundzwanzig von deinen Söhnen, Enkeln und Urenkeln gesehen, welche durch die Kugeln und Schwerter von Kadra's Anhang gefallen sind." —

„Gefallen und begraben, Sarjui. Wer im Kampfe fällt, dem weint man keine Thräne nach."

„Keine Thränen, Igulfan, aber man schwört Rache und läßt die Gelegenheit nicht vorübergehen, diese Rache auszuführen."

„Schweige, Sarjui, du singst das alte Eulenlied schon wieder, ehe noch die letzten Wunden vernarbt sind. Wenn es deinem Sinne nachginge, würden wir uns alle untereinander anfreiben. Siehst du nicht, daß ich wanke, wenn ich gehe, und weißt du nicht, daß meine Tage gezählt sind? Vielleicht bin ich schon in wenigen Wochen eine Leiche. Warum also sollte ich ohne genügenden Grund Blut vergießen?

„Ohne genügenden Grund?" rief Sarjui. „Wahrlich, der Grund war schon da, als ich noch ein kleines Kind war. Zwischen deinem Stamm und dem der Kadra's hat seit Menschengedenken die Blutrache bestanden und ganz Dschema Saridsch theilte sich in seine und deine Anhänger. Ihr habt gekämpft wie die Löwen, der Haß ist immer größer geworden, aber auf deiner Seite haben die meisten Opfer geblutet, und du, Igulfan, du willst das Schwerdt in die Scheide stecken, ehe du ihnen die gleiche Anzahl getödtet? Wie

nennt man es bei Männern, wenn sie dem Kampfe aus dem Wege gehen?"

„Weib, hüte deine Zunge!" schrie Igulfan und griff nach dem Dolche, welcher in seinem Gürtel steckte.

„Ah, Weibern gegenüber bist du muthig," sagte sie höhnisch. „Es wäre wirklich eine kostbare Nachricht für Dschema Saridsch, wenn es hieße, daß der alte Igulfan die Sarjui umgebracht. Statt dessen lenke deinen Blick zurück auf all die Unbilden, welche deinem Hause, deinem Namen und deiner Familie widerfahren sind. Dort wirst du Veranlassung genug finden, deinen Dolch zu gebrauchen. Noch Hunderte leben im Dorfe, welche den Tod verdienen."

„Schweige", entgegnete Igulfan; „auch die Blutrache hat ihre Grenzen. Der Streit ist ausgefochten und er soll zu meinen Lebzeiten nicht mehr erneuert werden."

„O du tugendhafter Mann," spottete Sarjui; „du willst verzeihen und deine Feinde bereiten eine abscheuliche Verrätherei vor, aus der nur die Fortdauer der Blutrache heraushelfen kann."

Igulfan schnellte wie ein Tiger empor. „Was sagst du da? schrie er. „Du sprichst von Verrath. Wer übt Verrath? Ich will es wissen."

„Du sollst es auch wissen oder vielmehr, du müßtest es schon längst wissen. Du kennst die schöne Tochter des Amin. Sie ist noch ein Kind, aber keck und schamlos. Heute, so geht das Gerücht, sei sie an der Quelle vor dem Dorfe von einem Panther angefallen worden und ein Franzose, welcher zufällig des Weges kam, habe sie vom sichern Tode gerettet und sei bei

dem Kampf tödtlich verwundet worden. Ich will dir sagen, was an dieser Erzählung wahr ist. Der Franzose kam nicht zufällig des Weges, sondern mit der Absicht, sich Dschema Saridsch anzusehen, um bei günstiger Gelegenheit eine Schaar seiner Soldaten hierherzuführen und das Dorf mit Gewalt zu nehmen.

Freilich begegnete ihm der Panther. Das unvernünftige Thier hatte eine größere Wachsamkeit als die Bewohner dieses Landes; es wollte den Erbfeind verjagen oder tödten; darum folgte es ihm von Fort Napoleon bis an die Quelle. Kein Einwohner von Dschema Saridsch kam ihm zu Hülfe; es mußte den Kampf gegen den fremden Eindringling allein ausfechten; aber die Waffen des Franzosen errangen den Sieg, der Panther ward überwunden. Und nun kommt das Beste: Amin Kadra ersann das Mährchen, seine Tochter sei von dem Panther angefallen und von dem Franzosen gerettet worden. Auf diese Weise fand er einen Vorwand, den leichtverwundeten Franzosen unter dem Deckmantel der Dankbarkeit in unser Dorf zu führen und in seinem Hause zu beherbergen. Die Genesung kommt über Nacht; er wird alle Gelegenheiten auskundschaften und dann mit Uebermacht hierher zurückkehren; denn du sollst wissen, daß der Amin mit dem Feinde im Bunde ist. Gegen eine große Belohnung wird er die Kabylen verkaufen und vom Solde des Ausländers prassen. Wir aber werden unter den Füßen der Feinde zertreten, unsere Freiheit ist dahin und der Stolz Algeriens wird in Ketten geschlagen."

Sie hielt inne und beobachtete die Wirkung ihrer

Worte. Igulfan antwortete nicht, aber aus seinen Augen schossen feurige Blitze und seine Fäuste ballten sich zusammen, daß die Nägel in das Fleisch drangen. Stillschweigend erhob er sich und ging in sein Haus, um nach den Waffen zu sehen.

Sarjui stieß ein heißeres Lachen aus; sie wußte, daß der alte Mann nicht ruhen werde, bis der Krieg ausgebrochen sei und Blut vom Berge in das Thal strömte. Seine Rückkehr nicht erwartend ging sie weiter; bei dem nächsten Hause, welches auf ihrem Wege lag, begann die Aufhetzung von Neuem, und der Erfolg war derselbe. Ehe der Abend kam, loderte der kaum erloschene Haß wieder in allen Herzen von Kadra's Gegnern; besonders waren es die Marrabuts, welche ihren vermeintlichen Feinden glühende Rache schworen. Bei dunkler Nacht, als die erleuchteten Fenster von Dschema Saridsch wegen der terrassenförmigen Bauart des Dorfes dem Auge des Beschauers einen außerordentlich prächtigen und glänzenden Anblick darboten, schlichen braune Kabylengestalten durch die engen Berggassen zwischen den Häusern; ihre Gürtel steckten voll Waffen, ihre Augen sprühten Gluth und Verderben. Jeder Einzelne von ihnen wälzte die furchtbarsten Rachegedanken in seinem Gehirne und es hätte den entflammten Herzen zugesagt, wenn die Häuser der Gegner noch in dieser Nacht in Flammen aufgegangen und ihre Häupter vom Rumpfe getrennt worden wären.

Der Oberste der Marrabuts hatte seine Boten in alle Häuser der Anhänger Igulfan's gesandt und erwartete nun die Häupter der einzelnen Familien.

Vor dem Hause der Priester im Sande ausgestreckt, ließ er einen grellen Pfiff ertönen. Mit ihren Lanzen bewaffnet, stürzten die Marrabuts über die Schwelle und schaarten sich um ihn. Langsam erhob er sich und fragte: „Seid ihr alle versammelt?"

„Nicht alle," ertönte es aus dem Haufen. „Tizi ist nicht da."

„Wo befindet er sich?" fragte der Oberpriester.

„Im Hause des Amin. Er ist hinabgegangen, um dem Franzosen Hülfe zu bringen."

„So sagte man mir," murmelte der Oberpriester zwischen den Zähnen! Dann seine Stimme erhebend stieß er zornig hervor: „Der Marrabut, welcher gemeinsame Sache mit dem Feinde macht, muß aus der Schaar der Priester ausgestoßen und wie ein Fremder behandelt werden. Schwört mir, daß ihr ihm den Dolch in die Brust stoßen und die Kugel in's Herz senden werdet, wo er euch in den Wurf kommt?

„Wir schwören es!" antworteten die Marrabuts dumpf.

Von der andern Seite des Hauses nahte sich jetzt der alte Igulfan; über seine Schulter hing die Flinte, an der Seite das Schwert und im Gürtel steckten Dolche und Pistolen. Schweigend ließ er sich auf einem Steinblocke nieder und starrte grimmig vor sich hin. Nach und nach kamen auch die Dhamans und alle Charubas waren vertreten. Ihnen folgten die streitbaren Familienhäupter, alle bis auf die Zähne bewaffnet.

Jetzt erhob sich Igulfan und redete die Männer an: „Die Haare meines Hauptes sind weiß, wie der

Schnee auf den Spitzen des Dschurdschura-Gebirges. Der Tag ist nicht ferne, wo ich vom Leben abscheiden muß; aber ich will nicht sterben, so lange noch eine Schmach auf Dschema Saridsch lastet. Noch ist der Sand roth von den letzten Kämpfen der Blutrache und noch weinen die Wittwen der gefallenen Männer. Ich wäre gerne im Frieden gestorben und hätte die Rache mit mir in's Grab genommen, um euch friedliche Erndten zu verschaffen, aber die Geister der Gemordeten schreien zu laut; sie wollen, daß die Erde noch mehr Blut trinke. Und nun ist noch ein neuer Grund hinzugekommen. Unsere Feinde gehen mit dem fluchwürdigen Gedanken um, den Franzosen unsere Freiheit zu verkaufen. Der Amin hält einen französischen Spion in seinem Hause verborgen; er wird die Gelegenheit ausspüren, nach Fort Napoleon gehen und mit großer Mannschaft zurückkehren, um unser Dorf einzuäschern und uns, die freien Männer, als Gefangene hinwegzuschleppen. Wollt ihr solche Schmach ertragen?"

„Nein, nein!" schrien hundert Stimmen zugleich; „wir wollen sie bekämpfen und den frechen Spion in Stücke schneiden."

„Wohl, ihr macht dem Volke der Kabylen Ehre."

„So steigen wir denn in einer Stunde hinab, umzingeln Kadra's Haus und tödten alles Lebendige in demselben. Nur Abdela, die Tochter des Amin soll am Leben bleiben, denn sie, als Hauptverrätherin, muß einem schimpflicheren Tode aufgespart bleiben."

Igulfan und seine Anhänger wußten nicht, daß ihre Versammlung noch andere Zeugen hatte und doch

waren zwei zugegen. An jeder Seite des Hauses der Marrabuts hockte ein weibliches Wesen am Boden. Das eine war Sarjui, deren Herz in teuflischer Freude zuckte, als sie hörte, wie schnell und üppig der Saamen der Zwietracht, den sie gesät hatte, in den Herzen der wilden Männer aufgegangen war.

Das andere Weib war Abdela; die Mienen der Männer hatten ihr schon am Nachmittage verkündet, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Bekümmert wegen der Folgen, die möglicher Weiser entstehen konnten, begab sie sich am Abend den Berg hinauf, um in Erfahrung zu bringen, was im Werke sei und so wurde sie Ohrenzeugin des verabredeten Planes.

Auf Händen und Füßen kriechend entfernte sie sich aus dem Bereiche der gefährlichen Männer. Nicht für sich zitterte sie, sondern für ihren Vater und den Kapitain. Ihnen mußte um jeden Preis Hülfe werden.

Sie kannte alle diejenigen Bewohner von Dschema Saridsch, welche auf der Seite ihres Vaters standen. Rasch entschlossen trat sie an die Hinterseite des ersten Hauses in der Nähe der Moschee. Die Bewohner hatten sich schon zur Ruhe gelegt und sie durfte kein Geräusch machen. Da schwang sie sich durch das offene Fenster, trat an das Lager der Schlummernden weckte sie und flüsterte:

„Schlaft nicht, ihr Männer, sondern thut die Augen weit auf, denn in diesem Augenblicke ist die Blutrache beschlossen worden."

Das Haupt der Familie wollte seinen Ohren nicht trauen, aber Abdela machte ihm eine so genaue Schilderung, daß er nicht zweifeln durfte.

„Lasse es allen Bewohnern des Berges mittheilen,“ sagte Abdela; „ich eile jetzt hinab und werde es auch im Thale verkündigen.“

„Nachdem sie ihre Botschaft gebracht hatte, eilte sie nach Hause, um den Vater und seine Diener in Waffen zu bringen. Dem Marrabut aber, welcher noch immer am Lager des Kranken saß, sagte sie: „Wohlan Tizi, jetzt kannst du deine Dankbarkeit wirklich beweisen. Die Marrabuts ziehen heran, um unsern Schützling in Stücke zu schneiden. Wirst du ihm in der Stunde der Gefahr treu bleiben.“

„Ich werde bei ihm aushalten, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern ist, und wahrlich, ich achte mein eigenes Leben geringe, um das seinige zu retten.“

In den untern Räumen des Hauses war große Geschäftigkeit. Die Diener brachten kleine Pulverfässer aus dem Keller und rollten sie in's Erdgeschoß; andere hatten auf dem Hofe Feuer angezündet und gossen Kugeln. Wieder andere trugen Waffen herbei und einige schafften Körbe mit Steinen auf das Dach des Hauses, um sich ihrer im entscheidenden Augenblicke zu bedienen.

Aus den umliegenden Häusern kam allmählig Zuzug. Kadra empfing die Bewaffneten und wies ihnen ihre Posten an. Diejenigen, denen es an Waffen fehlte oder welche nur eine geringe Fertigkeit im Schießen hatten, wurden auf dem Dache aufgestellt und sollten sich der Steine bedienen. Ein Theil mußte sich an die Schießscharten im obern Geschosse stellen, ein anderer

im Erdgeschosse Stellung nehmen. Die größte Anzahl aber wurde zu beiden Seiten des Hauses versteckt.

Während dieses unten geschah, blieben Kadra's Anhänger, welche den Berg hinauf wohnten, ebenfalls nicht müssig; fast jedes Haus wurde wie eine Festung besetzt und ein Haufe von schwarzen Gestalten kroch auf einem Umwege zur Moschee empor, die sie, von Igulfan und den Marrabuts nicht gesehen, erkletterten und als ihre Hauptfestung in Besitz nahmen.

Die Mitternachtsstunde war endlich gekommen. Igulfan erhob sich und schritt an der Spitze seiner Anhänger den Berg hinab. Je näher sie dem Hause kamen, desto leiser traten sie auf; denn sie lebten in der festen Ueberzeugung, daß ihre Gegner noch alle im tiefsten Schlafe lägen und nun von ihnen überrascht würden.

Igulfan und der Marrabut Mansur traten aus dem Haufen vor und der Letztere flüsterte den ihm Zunächststehenden zu: „Werft euch in das Haus und macht alle, die ihr findet, nieder. Selbst des Amin schonet nicht. Den Franzosen aber haut buchstäblich in Stücke, denn ich will sein Fleisch an die Stämme der Kabylen schicken, damit sie dem Beispiele der Männer von Dschema Saridsch folgen."

Etwa zwanzig Mann warfen sich in's Haus und riefen mit lautem Geschrei: „Tod den Franzosen und dem Verräther!"

Kaum aber hatten sie die Schwelle überschritten, als sie von einer knatternden Flintensalve empfangen wurden. Die vordersten der Eindringlinge schwammen in ihrem Blute, die andern stießen ein lautes Wuth-

gebrüll aus, warfen die Flinten weg und griffen zu den Dolchen, um in der Dunkelheit nicht den Freund mit dem Feinde hinzustrecken. Es entstand nun ein schreckliches Gemetzel, Mann gegen Mann, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welche Parthei im Vortheile war.

Abdela und Tizi kauerten neben dem Verwundeten und horchten auf die Schüsse und das Klirren der Waffen. Die Männer, welche in demselben Raume an den Schießscharten standen, berichteten ihnen, daß der Feinde immer mehr von den Bergen herabkämen, aber auch an herbeiströmenden Freunden mangele es nicht.

Sehen wir nun zu, was außerhalb des Hauses vorging. Die versteckten Anhänger des Amin hatten mit Ungeduld auf den Beginn des Kampfes geharrt. Bei den ersten Schüssen brachen sie hervor und entluden ihre Flinten in den dichten Haufen der Feinde. Diese, so urplötzlich und unerwartet von zwei Seiten angegriffen, geriethen in Verwirrung und einige wollten sich schon zur Flucht wenden, aber der Marrabut Mansur und Igulfan streckten ihnen die nackten Klingen entgegen und bedrohten sie mit dem Tode, wenn sie nicht umkehrten und am Kampfe Theil nähmen. So mußten sie also nothgedrungen einhauen.

Nun aber fing auch das Feuer aus den Schießscharten an und vom Dache regneten Steine in den Haufen. Das Stöhnen, Fluchen und Wuthgeschrei tönte schaurig durch die Dunkelheit; aber lange sollte es nicht dunkel bleiben; aus den meisten Häusern stürzten bewaffnete Männer mit brennenden Fackeln herbei und vor dem Hause des Amin entstand ein

förmliches Schlachtfeld, auf welchem mit erbitterter Raserei gefochten wurde. „Igulfan“ war das Feldgeschrei auf der einen, „Kadra“ auf der andern Seite.

Die Igulfaner, unter denen das greise Haupt des Führers unheimlich hervorragte, verloren eine Menge von Leuten, während die Kadraner unter ihrem starken, breitschulterigen Vorsteher immer mehr Boden gewannen und die Feinde vor sich hertrieben.

Weiber warfen sich furchtlos mitten in das Gemetzel hinein; die einen, um ihre Männer vom Kampfe zurückzuhalten, die andern, um sie noch mehr anzufeuern. Es war ein Bild entsetzlicher Entfesselung der wildesten Leidenschaften.

Marrabut Mansur entsann sich plötzlich, daß die Moschee noch nicht besetzt war. „Auf,“ rief er seinen Leuten zu, „eilet und werft euch in das heilige Haus, von wo wir fast das ganze Dorf beherrschen können!“

Fort stürzten sie wie die wilde Windsbraut und ihnen nach die Kämpfenden.

Wie eine feurige Schlange wälzte sich der Zug zwischen den Häusern hindurch. Bald sah man ihn erscheinen, bald verschwinden, je nachdem die Bergterrasse sich senkte oder hob. Endlich hatten sie in weitläufigen Zickzackwindungen den Ort erreicht, wo der weiße Thurm der Moschee zum Beten einlud; aber heute war er in eine Festung umgewandelt. Auf eine Entfernung von zwanzig Schritten krachten aus den Schießscharten der Moschee die Flinten, und die wohlgezielten Kugeln der Kadraner streckten sogleich ein halbes Dutzend Igulfaner nieder. Um die Letztern am Eindringen zu verhindern, war das heilige Gebäude

außerdem noch von einer Schaar sehr muthiger Männer umgeben.

Das hatte Igulfan nicht erwartet; er hatte geglaubt, daß die Moschee noch frei sei und ihm den Hauptstützpunkt gewähren werde. Mansur, der Marrabut, fühlte sich nicht allein getäuscht, sondern auch bitter gekränkt, denn ihm, dem Vorsteher der Priester, kam es doch allein zu, in der Moschee zu schalten und zu walten, und nun hatte sich ihrer eine Parthei bemächtigt, welche er fast so sehr haßte, wie die Franzosen.

„Igulfaner," schrie er in den zurückprallenden Haufen hinein, „es ist eine Schande, daß ihr die Moschee preis gebt. Mag noch so viel Blut fließen, sie muß den Händen der Kadraner, den Franzosenfreunden entrissen werden. Auf, setzet euer Leben daran!"

Mit thierischem Gebrüll schritten Igulfan's Anhänger zum Sturm, aber ihre Glieder wurden decimirt und sie machten keine Fortschritte. Ganze Reihen der Angreifer, von Oben und Unten zugleich beschossen, stürzten nieder und gaben ihren Geist auf.

Mansur schrie noch unaufhörlich um Rache, aber Igulfan, der Greis, sah die Nutzlosigkeit des Blutvergießens ein und rief mit Donnerstimme in das Gemetzel hinein: „Zurück, meine Freunde! Heute ist Allah nicht mit uns. Wir werden den Kampf morgen oder übermorgen fortsetzen, und dann werden unsere Waffen glücklicher sein!"

Die Kämpfenden steckten ihre Schwerdter ein und zogen sich langsam zurück. Die Besatzung in der Moschee, von dem richtigen Gedanken geleitet, daß man dem

fliehenden Feinde eine Brücke bauen müsse, hörten auf zu schießen und diejenigen, welche am Fuße des Gebäudes standen, steckten ihre Waffen ein.

Mit dem letzten Schusse ergoß sich der erste Strahl der aufgehenden Sonne über das Gebirge und zitterte in das Thal hinab. Ach, wie viel Elend und Weh beleuchtete er! In ganz Dschema Saridsch war kaum ein Haus, welches nicht einen Todten zu beweinen hatte. Meistens waren es die hoffnungsvollsten Söhne; zuweilen aber auch die Väter, auf denen die ganze Last geruht hatte, welche die einzige Stütze und der Nahrungsquell der Hinterbliebenen gewesen waren.

Abdela's ältester Bruder befand sich ebenfalls unter den Todten; er war in der Vertheidigung seines Vaterhauses gefallen; im Erdgeschosse lag er auf der Schwelle der Thüre, dem Eintretenden einen blutigen Willkomm bietend. Wie manches Weib fluchte an diesem Morgen der unsinnigen Sitte der Blutrache, wie mancher Vater stand mit zitternden Händen an der Leiche seines Sohnes und nannte die Blutrache ein gottloses Beginnen, und doch war Jeder bereit, sich von Neuem in den Kampf zu stürzen, sobald der Ruf erscholl.

Drittes Kapitel.

Der Ursprung des Krieges von Algerien.

Das Dorf bot am folgenden Morgen einen höchst betrübenden Anblick. Die Leichen, welche während der Nacht gefallen waren, lagen noch an derselben Stelle, denn die Dhamans mußten sie besichtigen und feststellen,

daß sie als Opfer der Blutrache gefallen, ehe sie begraben werden durften. Diese Männer gingen von der einen Leiche zur andern, schauten ihnen in die vom Kampfe verzerrten Züge und riefen laut ihre Namen aus.

Bei einer jeden von diesen Leichen kauerten, in Schmerz und Thränen aufgelöst, die Angehörigen. Hier war es eine Mutter, die ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters verloren hatte, dort ein Vater, welcher in seinem Kinde seine Jugend wiederkehren sah und große Pläne darauf baute. Hier jammerte eine junge Gattin, dort eine unglückliche Braut; selbst die kleinsten Geschwister warfen sich über die Leichen ihrer Brüder und Väter und jammerten mit herzzerreißendem Geschrei über ihren Verlust.

Dschema Saridsch schwamm heute in Thränen und doch befand sich unter allen denen, welche so schwere Verluste erlitten hatten, nicht einer, welcher der unsinnigen Blutrache aus wirklicher Ueberzeugung fluchte. Die Sitte war seit Jahrhunderten so sehr in die Anschauungsweise des ganzen Volkes übergegangen, daß sie alle bereit waren, den Streit von Neuem zu beginnen, sobald die Todten verscharrt waren.

Nachdem die Dhamans ihr Geschäft vollendet hatten, wurden die Todten zur Moschee hinaufgetragen. Alle leisteten dabei Hülfe, mochten sie nun Freunde sein oder während der Nacht im Kampfe einander gegenübergestanden haben. Für heute war die Feindschaft begraben und die Männer der beiden feindlichen Partheien reichten sich die noch blutenden Hände. Leider pflegte eine solche Versöhnung nicht viel länger zu dauern, bis die Gräber geschlossen waren.

Bei der Moschee waren die sämmtlichen Marrabuts versammelt; nur Tizi, welcher noch bei dem Verwundeten weilte, fehlte. Mansur, der Oberpriester, bebte vor Zorn, als er seine Abwesenheit bemerkte und er machte eine Bewegung, welche nichts anderes andeuten sollte, als Ausstoßung aus dem Priesterstande. Sein Rachegefühl war so lebendig, daß selbst die heilige Handlung, die er eben zu üben im Begriff war, ihn kaum von ungebührlichen Worten zurückhielt.

Auf seinen Wink wurden die Todten alle nebeneinander auf dem freien Platze vor der Moschee niedergelegt, das Antlitz gegen die Sonne gekehrt. Mädchen kamen mit Kränzen von Olivenblättern und schmückten damit die blutigen Häupter der Gefallenen.

Mansur stimmte jetzt die Todtengesänge an und die übrigen Marrabuts begleiteten ihn. Beim ersten Tone warfen sich alle Anwesenden in den Staub, drückten das Angesicht auf den Boden und begannen in herzzerreißenden Klagetönen über den unersetzlichen Verlust zu jammern, den sie erlitten.

Igulfan und Kadra lagen nebeneinander und berührten sich mit den Ellenbogen, allein jetzt schwieg ihre Rache, obschon sie sich in der vergangenen Nacht gegenseitig so großen Verlust zugefügt und ihre Kinder erschlagen hatten. So seltsam es klingen mag, so ist es doch wahr, daß der Eine den Andern sogar aufrichtig bemitleidete und von seinem Hab' und Gut das Beste hingegeben haben würde, um ihn zu trösten.

Unter den jungen Mädchen des Dorfes, welche ebenfalls in der Nähe der Leichen kauerten, befand sich

auch Abdela. Sie hatte den kranken Fremdling verlassen, um den Bruder zur Erde zu bestatten.

Wie wir bereits gesagt haben, war sie noch kaum dem Kindesalter entwachsen, aber an Verstand und Gemüth war sie älter als die meisten Jungfrauen von Dschema Saridsch. Der Schmerz zersprengte fast ihre Brust, denn sie hatte den Bruder so sehr geliebt, daß sie sich keinen Augenblick bedacht haben würde, für ihn zu sterben.

Sie war in dieser schrecklichen Stunde aber nicht allein vom Schmerz, sondern auch von dem Gedanken aufgeregt, daß eigentlich durch sie allein diese blutigen Kämpfe entstanden waren. Hätte sie nicht darauf bestanden, den Franzosen in's Dorf zu bringen, so unterlag es keinem Zweifel, daß all die Leichen, welche vor ihr ausgestreckt waren, noch fröhliche Menschen waren. Gerade deshalb fühlte sie all die Wunden, welche jene empfangen, in ihrem Herzen wühlen.

Auf der anderen Seite aber sagte sie sich auch, daß sie nicht anders handeln konnte. Es wäre nicht allein undankbar, es wäre auch unmenschlich und unerhört gewesen, den Retter ihres Lebens hülflos im Freien liegen zu lassen. Eine solche That würde für alle Zeiten den ganzen Stamm geschändet und bei allen Billigdenkenden in Verruf gebracht haben. Und wenn dieses selbst nicht gewesen wäre, so hätte sie sich doch verachten und verfluchen müssen.

Hin- und hergezerrt vom Schmerz, schluchzte sie so laut, daß sie die Aufmerksamkeit der Frauen erregte

und, trotz des Hasses, der sich jetzt an ihre Person knüpfte, aufrichtig bemitleidet wurde.

Etwas abseits von der Gruppe der Weiber saß die alte Sarjui an einen Oelbaum gelehnt. Sie war die einzige, deren Antlitz keine Trauer ausdrückte. Mit teuflischem Behagen wanderten ihre feuersprühenden Blicke von einer Leiche zur andern. Den knöchernen Finger ausstreckend, flüsterte ihr zahnloser Mund die Namen der Gestorbenen und bei jedem Einzelnen verrieth das widrige Hohnlächeln, wie sie sich freute, daß er aus dem Leben hatte scheiden müssen.

„Heute seid ihr es,“ murmelte sie, „morgen kommen Andere an die Reihe, und so wird es fortgehen, bis das Schwert nichts mehr zu würgen, die Kugel nichts mehr zu treffen findet. Das Dorf, wo der Sargui Uebels geschehen, muß von der Erde vertilgt werden, so daß die Nachwelt den Ort nicht mehr zu finden weiß, wo Dschema Saridsch gestanden.“

Die Gebete waren beendigt. Da erhoben sich die Marrabuts und spendeten den Todten ihre Sprüche. Auch die Trauernden standen auf.

Unterdessen hatten eine Anzahl Männer dicht an den Mauern der Moschee eine große Gruft gegraben. Die Todten wurden aufgehoben und hineingelegt. Die sich im Leben gehaßt und verfolgt hatten, berührten sich jetzt Schulter an Schulter, aber die blassen, verwundeten und verzerrten Gesichter schienen im Tode eine Mißbilligung über die Blutrache auszudrücken, der sie zum Opfer gefallen.

Die Mädchen des Dorfes kamen nun herbei und streuten die flammenden Blumenräder der Cactus und

die tausendblüthigen Rispen der Aloe über die Leichen. Auch Abdela besäte die Brust ihres Bruders mit Blumen.

Da trat Sarjui aus dem Haufen, stieß sie hinweg und sprach: „Es ziemt sich nicht, daß die Verrätherin an den Gräbern der Helden steht. Jagt sie mit Schimpf und Schande von diesem heiligen Boden. Die Todten können keine Ruhe finden, wenn ihre Hand Blumen gestreut hat.“

Bei diesen Worten bückte sie sich nieder, hob die Blumen von der Brust ihres Bruders und warf sie dem Mädchen in das hocherröthende Gesicht.

Einige von den Anwesenden nickten ihr Beifall zu, Andere murrten über ihr Betragen. Kadra aber ergriff sie am Arme und schleuderte sie hinweg.

„Du nennst mein Kind eine Verrätherin,“ schrie er.

„Dich und deine Tochter!“ gab sie boshaft zur Antwort. „Das ganze Dorf weiß es ja, daß der Amin von Dschema Saridsch ein Franzosenfreund ist.“

Kadra wollte erwidern, aber der Marrabut Mansur trat vor und sprach: „Amin, es kommt dir nicht zu, an den Gräbern zu richten. Im Umkreise der Moschee bin ich der alleinige Gebieter. Du aber, Sarjui, hebe dich von hinnen und störe die Leichenfeier nicht. Ich werde sonst dem Amin den Auftrag geben, daß er dich züchtigen läßt.“

Sarjui neigte bei diesen Worten ihr Antlitz zu Boden und entfernte sich gehorsam. Aber sie hatte kaum den Kreis der Leidtragenden hinter sich, als sie die Fäuste ballte und vor sich hinmurmelte: „Der Marrabut und der Amin machen gemeinschaftliche Sache

gegen ein Weib, aber dieses Weib wird sie beide verderben."

Die Leichenfeierlichkeit ging nun ungestört zu Ende. Als die Gräber zugedeckt waren, kehrten die Leidtragenden in ihre Häuser zurück. Heute beweinten sie noch ihre Verluste, morgen gedachten sie die stumpfgewordenen Schwerter von Neuem zu schleifen.

Sehen wir uns nun nach dem Kapitain Random um. Er lag in einem starken Wundfieber und verlangte unaufhörlich zu trinken. Tizi wurde nicht müde, ihm die Schale mit Wasser an die Lippen zu reichen.

„Wo ist Abdela?" flüsterte Random.

„Zum Begräbnisse ihres Bruders!" gab der Marrabut zur Antwort.

Random erinnerte sich, daß er während der Nacht Gewehrsalven und Waffengeklirr vernommen hatte. In seinen Fieberphantasien hielt er es für einen Kampf der Franzosen mit den Kabylen; jetzt aber, wo er sich auf die Vorgänge vom gestrigen Tage besann, fiel ihm ein, daß er sich weit von seinen Brüdern befand und er fragte den Marrabut nach der Ursache des Kampfes.

„Er ist um deinetwillen entbrannt," gab Tizi zur Antwort. „Die Unverständigen im Dorfe behaupteten, du seiest ein Spion, der sich hier eingeschlichen habe, um alle Gelegenheiten zum Kampfe auszukundschaften und dann mit bewaffneter Macht zurückzukehren. Der Amin und seine Tochter aber, welche dir so viel Dank schuldig sind, vertheidigten dich und setzten es durch, daß Du hierher gebracht und gepflegt würdest. Aber beruhige dich, Random, der Marrabut Tizi, dem du einst so große Wohlthaten erwiesen, wird dich schützen

und auch der Amin wird seine Hand nicht von Dir ziehen bis du geheilt zu deinen Brüdern zurückkehren kannst. Deinem Leben droht weder von Deiner Wunde, noch von den Waffen der Kabylen Gefahr."

Random war sehr überrascht, als er dieses vernahm; einestheils schmerzte es ihn, daß er unfreiwilliger Weise die Ursache eines so großen Blutbades gewesen, anderntheils war er aber auch nicht wenig empört, daß die Kabylen so undankbar und ungastlich gegen ihn handelten.

„Pfui über dieses Volk," sprach er, „so weit Menschen wohnen, ist es Sitte, daß man sich der Unglücklichen annimmt. Der Franzose, den sie so sehr hassen, fragt nicht, welcher Nation ein Verwundeter oder Kranker angehört; er nimmt den schwarzen wie den weißen Bruder in seine Häuser auf und pflegt ihn mit ganzer Liebe und Hingebung."

„Ich weiß es und habe es selbst erfahren," antwortete Tizi, „denn du warst es ja, welcher mich den Händen der blutdürstigen Araber entriß und mir seinen Schutz angedeihen ließ."

Random schaute den Sprechenden bei diesen Worten genauer an und erkannte ihn wieder. „Du bist es, Tizi!" sagte er verwundert. „Nun, so wird es keine Noth mit mir haben. Wie lange glaubst Du, daß ich in Dschema Saridsch weilen muß?"

„Es ist eben jetzt nicht die günstigste Zeit zum Heilen von Wunden," antwortete der Marabut, „zudem hat dich der Panther übel zugerichtet und das Fleisch im Zickzack gerissen. Wenn deine Genesung auch durch nichts gestört wird, kann die Sonne immer

dreißigmal untergehen, ehe du weit genug hergestellt bist, um ein Pferd zu besteigen."

„Dreißig Tage! das ist freilich eine lange Zeit, die Ungeduld wird mich verzehren und meine Kameraden werden mich vermissen."

„Du mußt dich in das Unvermeidliche fügen. Dein Leben kann nur erhalten werden, wenn du mir folgst. Ich kenne hier das Klima und weiß ganz genau, welches Verhalten es von einem Verwundeten fordert. Auch sind mir alle Kräuter und Salben, welche zur Heilung der Wunden und Stärkung der Gesundheit beitragen, genau bekannt. Rechnest du noch hinzu, daß mein Herz voll Dankbarkeit ist und daß ich Dich wie einen Bruder liebe, so kannst Du daran abnehmen, daß du dich in guten Händen befindest. Auch Abdela wird sich dir in allen Dingen freundlich und zuvorkommend bezeigen.

„Nach Allem, was ich von dir höre," entgegnete Random, „muß sie ein vortreffliches Mädchen sein, das schon in früher Jugend die Vorurtheile seiner Race von sich abstreifte; aber bei all ihrer Thätigkeit wird sie nicht im Stande sein, mein Leben vor den Kugeln der Kabylen zu retten!"

„Du irrst, Random. Abdela vermöchte es schon durch den Einfluß, welchen sie auf viele Bewohner von Dschema Saridsch ausübt; aber sie ist es ja nicht allein, welche dir zur Seite steht, sondern auch ihr Vater, der Amin; und an diesen schließt sich nicht nur ein großer Anhang von Gleichgesinnten, sondern auch diejenige Parthei, welche die Ordnung liebt und der Blutrache nicht hold ist. Zweifelsohne werden

noch neue Kämpfe deinetwegen entstehen, aber ich sage dir, daß keine Gefahr da ist."

Random dankte ihm mit den Augen. Nach einer Weile sprach er: „Schildere mir den nächtlichen Kampf."

„Wozu das, mein Freund?" fragte der Marrabut. „Es ist eben ein Kampf gewesen, wie alle Kämpfe, welche die Kabylen unter sich auskämpfen, und welche nur endigen, um bei nächster Gelegenheit von Neuem zu beginnen. Die Blutrache wird niemals gesättigt; wenn sie einmal lange geschlafen hat, dann bricht sie bei dem geringsten Anlasse um so stärker hervor und dauert um so länger. Heute Nacht sind mehr Menschen gefallen als gewöhnlich, weil ein doppelter Grund zur Streitigkeit vorlag."

„Worin besteht eigentlich das Wesen der Blutrache?" fragte der Verwundete.

„Die Erklärung liegt schon in dem Worte selbst," antwortete der Marrabut, „man will durch die Blutrache das vergossene Blut eines Andern rächen. Wenn mein Sohn erschlagen würde, so wäre ich, als sein nächster Anverwandter, verpflichtet, den Mörder ebenfalls zu erschlagen. So rächt der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder oder die Schwester u. s. w."

„Freilich, ich habe das schon früher gehört," entgegnete Random, „aber ein solcher Fall lag doch gestern nicht vor; es müssen also noch andere Dinge bei der Blutrache mitwirken."

„Eigentlich nicht," antwortete Tizi; „aber durch die unbarmherzige Ausübung des Vergeltungsrechtes

entstehen natürlich immer neue Reibereien. Die Blutrache, welche an einem Menschen geübt wird, zieht oft ein Dutzend Morde nach sich und diese haben dann ebenfalls ihre Folgen. So kommt es, daß sich in jedem Dorfe nach und nach zwei Soff oder Partheien bilden, welche in starken Fehden leben und den geringsten Anlaß benutzen, um handgemein zu werden. Die Streitigkeiten finden in Kabylien um so reichere Nahrung, weil drei verschiedenen Menschenracen im Lande und nicht selten neben und durcheinander wohnen. Diese tragen sich ebenfalls einen natürlichen Haß nach und schüren nicht selten das Feuer, daß es zu hellen Flammen auflodert.

Wir Kabylen, die wir zu den Berbern zählen, gehören mit den Negern zu den Eingebornen des Landes und beide hassen die Araber als Eingewanderte. Dieser Haß ist aber auch das einzige Gefühl, welches die beiden Racen miteinander gemein haben. Wir Kabylen dünken uns höher und edler, als die Neger, weil wir eine helle Hautfarbe haben und ihnen in der Bildung überlegen sind."

„Da du von der Farbe sprichst, so erlaubst du mir wohl eine Bemerkung," unterbrach ihm der Kapitain. „Es ist mir bei meinen Reisen durch Kabylien aufgefallen, daß ich in vielen Dörfern Leute mit blonden Haaren und blauen Augen traf. Wie erklärst du das? Es entspricht jedenfalls nicht dem Charakter dieses sengend heißen Landes."

„Ich will mich nicht unterfangen, darüber ein Urtheil abzugeben; aber ich habe mir sagen lassen, daß diese blonden und blauäugigen Leute Nachkommen der

Vandalen, eines deutschen Volksstammes seien, die in alten Zeiten das Land erobert und sich hier häuslich niedergelassen haben."

„Eine solche Erklärung habe ich mir auch schon selbst zurecht gemacht," sprach Random, „aber ich werde sie meinen Landsleuten nicht geben dürfen, denn sie sind in ihrem Nationalstolz zuweilen ungerecht gegen ihre Nachbarn und es ist ihnen besonders empfindlich, wenn von den Deutschen gesagt wird, daß sie oder ihre Voreltern einen Einfluß auf die Weltlage ausgeübt haben."

„Die Eitelkeit," sprach der Marrabut, indem er mit dem Kopfe schüttelte, tragt so oft die Schuld, daß die Nationen sich zerfleischen. Wäre sie nicht, so könnten die Völker friedlich nebeneinanderleben, denn die Erde ist wahrlich groß genug, sie alle zu ernähren."

Abdela kam jetzt von dem Begräbnisse zurück. Zwei Gefühle stritten sich in ihrer Brust, die Trauer um den Bruder und der Zorn über den Schimpf, den Sarjui ihr angethan. Mit düsterm Antlitz setzte sie sich zu den Füßen des Kranken nieder, aber sie sprach nicht.

„Abdela," sagte Random, „zürnst du mir, weil ich schuld an dem Tode deines Bruders bin?"

„Ich müßte ein thörichtes Mädchen sein, wenn ich es thäte, gab sie zur Antwort. „Nicht dir, sondern dem Panther müßte ich zürnen, denn er allein ist der Urheber all des Unglücks, welches über unser Dorf und unsere Familien gekommen ist. Uebrigens, mein Freund, ist der Kampf nur eine Weile früher ausgebrochen, gekommen wäre er doch, wenn auch der

Panther mein Leben nicht bedroht hätte. Die Kabylen können nun einmal ohne Blutvergießen nicht leben, und ich fürchte, diese Leidenschaft wird sie zuletzt noch unter die Herrschaft deiner Landsleute bringen."

„Gutes Kind," entgegnete der Kapitain, „du sprichst eine Prophezeiung aus, ohne es zu wissen. Dein Volk ist kühn und tapfer und es darf sich stolz jedem andern zur Seite stellen, aber es wird dennoch unterliegen, weil es tiefer in der Bildung steht und in der kriegerischen Ausbildung nicht mit den Franzosen wetteifern kann. Dieses wird um so eher geschehen, weil es sich, wie du selbst gestehst, in thörichtem Hasse untereinander aufreibt."

„Aber sage mir," fragte Abdela, „warum ihr nicht in eurem Lande bleibt. Warum kommt ihr über das Meer und greift uns in unseren Wohnplätzen an?"

„Jeder Krieg, mein Kind, hat eine Ursache; auch ich will versuchen, dir klar zu machen, warum die Franzosen und Kabylen sich untereinander bekriegen. Algier ist zu allen Zeiten eine Beute der Fremden gewesen, von den Römern bis auf die Franzosen, und so wird es wohl bleiben, bis Deine Landsleute in der Bildung und Kultur so weit vorgeschritten sind, daß sie es in allen Stücken mit den civilisirten Völkern werden aufnehmen können.

Bis zum Jahre 1830 stand Algier unter der Herrschaft der Türken und Hussein war sein Dei. Der Mann besaß einen unbändigen Stolz und er erhob sich in seinem Eigendünkel über die größten Potentaten der Erde. Auch das Volk in Algerien mußte unter seiner Tyrannei leiden und er hielt es mit eisernem

Fuße nieder. Seine Unterthanen plünderten französische Schiffe und mißhandelten die Beamten dieses Landes; Dadurch wurden die Franzosen im höchsten Grade gereizt und es entstand eine schroffe Spannung zwischen den beiden Staaten. Die Hauptzwistigkeit aber entspann sich durch einen Getreidehandel. Zwei algierische Kaufleute hatten den Franzosen bedeutende Vorräthe an Getreide geliefert und die Schuld Frankreichs belief sich auf sieben Millionen Franken. Durch allerlei Umstände wurde die Bezahlung dieser Schuld verzögert.

Der Dei, als der Hauptgläubiger schrieb in einem groben Tone nach Frankreich um Bezahlung und erhielt deßwegen keine Antwort. Im Jahre 1827 beim Beiramsfeste hatten die sämmtlichen fremden Consuln eine öffentliche Audienz bei dem Dei Hussein. Dieser, aufgebracht über die geringschätzige Behandlung, welche ihm zu Theil geworden war, fragte den französischen Consul Deval nach der Ursache dieses Stillschweigens.

Deval gab ihm zur Antwort, daß sein Regent viel zu hoch stehe, um mit einem Dei Briefe zu wechseln.

Darüber ergrimmte Hussein und schlug ihm im Beisein aller Anwesenden mit einem Fliegenwedel in's Gesicht. Gleichzeitig stieß er heftige Schmähreden gegen den König von Frankreich aus. Das war die Hauptursache zum Kriege. Ich glaube, daß ich so ziemlich die Wahrheit sage, wenn ich behaupte, daß auf beiden Seiten die Schuld getheilt war und ich bin weit entfernt, meine Landsleute rein waschen zu wollen.

Im Jahre 1830 — du hattest damals noch nicht das Licht der Welt erblickt — näherten sich den algierischen Küsten hundert Kriegs- und dreihundertsiebenundfünfzig

Transportschiffe. Sie hatten siebenunddreißigtausend Mann Soldaten an Bord, welche sogleich gelandet wurden. Nach einem kurzen und glücklichen Kampfe rückten die Franzosen auf die Stadt Algier los, beschossen sie und nahmen sie nach hartnäckigem Widerstande ein. Der Dei mußte das Gebiet von Algier räumen und den Franzosen die Herrschaft übergeben.

Leider befleckten meine Landsleute nach der Erstürmung der Stadt ihre Hände mit Raub. Selbst die höchsten Offiziere scheuten sich nicht, die Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche in der Kasbah aufgehängt waren, an sich zu nehmen. Die gemeinen Soldaten aber fielen über die Landhäuser und die Gärten her, wo sie alles zerstörten und verwüsteten, um Schätze zu entdecken.

Das war ein grober Fehler, durch welchen die Herzen der Eingeborenen von ihnen abgewendet wurden. Hätten sie ein milderes Verfahren gewählt, so würden die Algerier wahrscheinlich über die Vertreibung der Türken gejubelt und die Franzosen freudig aufgenommen haben.

Die Beduinen und Kabylen wollten die Eroberer nicht anerkennen, sondern behaupteten, das Land sei jetzt eines jeden Herrschers ledig und habe das Recht, sich selbst zu regieren. Darin mochten sie nicht Unrecht haben, aber im Kriege entscheidet die Gewalt, und die Franzosen dachten nicht daran, den gewonnenen Besitz aufzugeben, sondern machten sich an's Werk, ihre Eroberung fest zu halten und ihm eine geordnete Verwaltung zu geben.

Nun machten die Beduinen und Kabylen gemein-

same Sache gegen die Franzosen und griffen sie auf Schleichwegen an, so daß meine Landsleute jede Stadt und jedes Dorf besonders erobern und niederhalten mußten. Die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag, und sie wurde noch größer, als die Franzosen sich unerlaubte Eingriffe in das Vermögen der Eingebornen und eine Menge von Erpressungen zu Schulden kommen ließen.

Dadurch entstand uns ein Feind, an den man nicht gedacht hatte. Der damals noch junge Emir Abdel Kader rief zum heiligen Kriege gegen die Franzosen auf, und den heiligen Krieg predigten auch alle Marrabuts. Ich brauch dir nicht zu sagen, Mädchen, daß Emir Abdel Kader ein tapferer Mann war; du weißt es ebensogut wie ich, denn die Lieder der Kabylen und der Araber fließen über von seinem Lobe und auch dein Dorf hat ihn längst als einen Heiligen verehrt."

Der Marrabut Tizi stand mit leuchtenden Augen vor dem Erzählenden; die Arme auf der Brust gekreuzt, sprach er: „Ja, wahrlich, er war ein Held wie kein zweiter mehr in Algerien gewesen! Ich kann es bezeugen, denn ich habe unter seiner Anführung das Schwert geschwungen und habe hundertmal mit eigenen Augen gesehen, wie er auf windschnellem Rosse mitten in den Feind hineinsprengte, einige von denselben niederstieß und dann wieder hinwegstürmte ehe man noch daran denken konnte, sich seiner habhaft zu machen."

Abdela hing an seinem Munde, denn auch ihr hüpfte das Herz vor Freude, als sie solche Thaten von dem Mann hörte, der in ganz Kabylien als heilig verehrt wurde.

„Er war ein großer Held," fuhr der Kapitain fort, „aber seine Tapferkeit hat später doch auch unserer besseren Kriegskunst unterliegen müssen. Nothgedrungen streckte er schließlich die Waffen; nothgedrungen werden es auch die noch nicht unterworfenen Kabylen thun, wenn ihre Zeit gekommen.

Random schwieg. Abdela starrte auf den Boden; es wollte ihr das Herz brechen, daß die Fremden über ihr Land herrschen und die Freiheiten ihres Volkes vernichten sollten. Der Kapitain ehrte ihren Schmerz und wußte ihn zu würdigen. Er stellte sich in Gedanken vor, daß er dieselben Empfindungen haben würde, wenn ein feindliches Volk die Seine überschritte und in den Straßen von Paris sein Lager aufschlagen würde.

Sehen wir uns wieder einmal nach Sarjui um!

Nachdem sie von dem Amin die Beleidigung und von dem Haupt der Marrabuts den Verweis empfangen, kehrte sie mit noch boshaftern Gedanken in ihre Wohnung zurück, fest entschlossen, den Streit wieder anzufachen, sobald es geschehen könnte.

Die Erde auf dem großen Grabhügel war noch nicht von der Gluthhitze der Sonne getrocknet, als sie wieder von Haus zu Haus schlich und ihre Ueberredungskünste in Anwendung brachte. Es gab immer noch Leute genug, welche ihren Worten mit Begierde lauschten und denen die Augenblicke zu lang wurden bis der Kampf von Neuem ausbrach.

Für jetzt nahm er allerdings noch nicht eine so große Ausdehnung an, wie in den Tagen vorher; er wüthete vielmehr im Stillen, und fast täglich fielen

aus verstecktem Hinterhalte Opfer, deren Urheber man nicht zu ermitteln im Stande war. Dschema Saridsch kam nicht mehr aus der Trauer und dem Blute heraus. In den alten Igulfan war es förmlich wie eine Krankheit hineingefahren. Ein Tag, an welchem er seinen Dolch nicht in Menschenblut getaucht hatte, schien ihm verloren.

Auch Kadra wurde, trotz seiner amtlichen Stellung immer mehr in die Handlungen seines Soff hineingezogen; statt seines Amtes zu warten, war er genöthigt, den ganzen Tag mit den Waffen umherzugehen und sich seiner Haut zu wehren oder selbst anzugreifen. Sein Gast war unter diesen Umständen auf die Pflege des Marrabuts und seiner Tochter angewiesen; aber er hielt im Innern des Hauses stets eine bewaffnete Wache. Alle waren entschlossene Männer und sie hatten den Auftrag, sofort auf etwaiges Angreifen zu schießen und nicht zuzugeben, daß dem Franzosen ein Haar gekrümmt werde.

Unter Streit und Blutvergießen gingen vier Wochen herum. Random's Wunden waren zwar noch nicht ganz geheilt, aber er hielt sich doch für stark genug, die Reise in seine Garnison anzutreten, und er gab diesen Entschluß auch Abdela und ihrem Vater zu verstehen. Seine Hoffnung, daß nach seinem Weggange auch die Kämpfe sich legen würden, bestärkten ihn noch mehr in seinem Entschlusse und er hatte den Tag bereits festgesetzt, an welchem er Dschema Saridsch verlassen wollte. Nur die Bitten Abdela's hielten ihn noch zurück.

Viertes Kapitel.

Random und Tizi fliehen.

Um diese Zeit nehmen die Feindseligkeiten gegen den Amin und seinen Gast täglich zu. Sarjui erfand tausend Fabeln, um den Zorn der Kabylen stets wach zu erhalten oder immer noch mehr aufzustacheln. Der Amin hielt es deshalb für gerathen, auf des Kapitains Wünsche einzugehen. Dieser Entschluß war in Dschema Saridsch kaum ruchbar geworden, als sich das Blutvergießen legte.

Das Mißtrauen gegen Random schwand so sehr, daß er es wagen durfte, in Abdela's Begleitung durch das Dorf zu wandern. Die Häuser der Eingeborenen, obschon sie sich von französischen Wohnhäusern in Allem unterschieden, hatten doch wenig Interesse für ihn, weil er ähnliche Gebäude hundertmal gesehen hatte; aber die alten römischen Ruinen, deren es in Dschema Saridsch noch eine Menge gab, nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Bald waren es Gräber, bald Bäder, bald die Ueberbleibsel von Zwingburgen oder auch von römischen Wohnhäusern, welche ihn fesselten.

Nach so vielen Jahrhunderten erkannte er noch die Wirksamkeit jenes mächtigen Volkes, welches in der Zeit seiner Blüthe den ganzen Erdball umschritten und überall die Spuren seiner Herrschaft zurückgelassen hat.

Abdela hatte diese Ruinen alle Tage vor Augen gehabt, aber wie alle ihre Landsleute hatte sie nie über dieselben nachgedacht, sondern sie wie zwecklose Steinhaufen betrachtet. Wie sie dahingekommen, wer

sie gebaut und was für Absichten er dabei verfolgt hatte, das waren Dinge, nach welchen in Kabylien kein Mensch fragte.

Als Random aber seiner Pflegerin anziehende Schilderungen aus den so weit zurückliegenden Zeiten machte, als er ihr die Kleidung, die Waffen, die Sitten und Gebräuche der Römer beschrieb, als er in begeisterten Worten ihre Thaten ausmalte, die hervorragenden Männer jener Nation zeichnete und von den Kämpfen erzählte, welche sie auf dem Boden, den ihre Füße jetzt betraten, geliefert, da lauschte sie mit Entzücken und stellte mehr Fragen als er zu beantworten im Stande war.

Sie theilte mit ihrem Volke die glückliche Eigenschaft, daß sie schnell auffaßte und das einmal Erlernte nicht leicht wieder vergaß. Der Kapitain benutzte diesen Umstand, um ihr Wissen zu bereichern, ihren Geist und ihr Herz zu bilden. Er versprach sich sogar von ihr, daß sie in dieser Richtung einen heilsamen Einfluß auf die Kbylen ausüben werde und deßhalb wurde er nicht müde, ihre Lernlust wach zu erhalten. Es kostete ihm das übrigens nicht viel Mühe, denn sie war eine Schülerin, die sich selbst vorwärts trieb.

In dem Maaße, wie die Kabylen duldsamer gegen seine Person wurden, ließ auch die Wachsamkeit des Amin nach und es wurde bald nicht mehr für nöthig gehalten, ihn auf seinen Streifzügen durch das Dorf und im Hause mit einer Wache zu umgeben.

Eines Tages waren fast sämmtliche Einwohner zur Erndte hinausgezogen und nur einige alte Mütterchen und Kinder zurückgeblieben. Random hatte mit Hülfe

des Amin ein neues Pferd erstanden und, da seine Uniform ganz zerrissen war, sich die Kleidung eines kabylischen Kriegers angeschafft. Am Abende dieses Tages, wenn die furchtbare Sonnenhitze nachgelassen hatte, wollte er abreisen. Während er sein geringes Gepäck zurechtlegte und mit Hülfe der Karten, welche in seinem Besitze waren, einen Reiseplan entwarf sorgte Abdela für Lebensmittel und Tizi, der Marrabut, hielt sich bereit, ihn zu begleiten; es war unter den Hausgenossen ausgemacht worden, daß er nicht wieder zur Moschee zurückkehren sollte, denn von Mansur's boshaftem Character ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß er ihn tödten wollte.

Sarjui, das unheilbrütende Weib, hatte in der letzten Zeit häufig Kadra's Haus umschlichen; auch jetzt war sie in der Nähe und da sie die drei Personen im obern Geschosse beschäftigt sah, so glitt sie geräuschlos in den untern Raum und schärfte ihre Ohren. Da hörte sie denn, wie der ganze Reiseplan verabredet wurde. Sobald sie im Besitze dieses Geheimnisses war, stieg sie den Berg hinauf, trat in das Haus der Marrabuts und verlangte Mansur zu sprechen.

„Was bringst du, Weib?" redete er sie an.

„Eine wichtige Nachricht," gab sie zur Antwort; „Heute Nacht, wenn die Einwohner von Dschema Saridsch im Schlafe liegen, wird der abtrünnige Marrabut Tizi mit dem Franzosen entweichen."

„Du lügst Weib! Ein Marrabut entflieht nicht, wenn er auch weiß, daß sein Leben in Gefahr steht!"

„Es ist so, wie ich dir sage, Mansur. Uebrigens kannst du den treulosen Tizi nicht mehr als Marrabut

betrachten, denn er ist zu einem Freunde unserer Feinde geworden, und seine Abtrünnigkeit erstreckt sich jetzt noch weiter. Der Christ hat ihn während der Krankheit mit seinen Lehren angesteckt und er achtet die Religion seiner Väter gering. Er wird abfallen und ein Christ werden. Denke dir nun die Schmach, welche uns Allen geschieht, wenn aus dem Marrabut ein christlicher Priester geworden, welcher unter den unterjochten Stämmen umherzieht, unsere Religion lästert und die der Christen auf den Leuchter stellt."

„Werden unsere Landsleute nicht zu Tausenden abfallen und ihm anhangen? Wird man nicht sagen: „der Marrabut muß es am besten wissen, wo die Wahrheit liegt! Schmach und Schande dir, wenn du es zulässest, wenn du durch deine Lässigkeit allen Kabylen zum Aergernisse wirst! Noch ist es Zeit, das Unglück zu verhindern. Waffne deine Leute und hebe die Flüchtigen auf. Wenn du den abgefallenen Marabut vor den Augen aller Gläubigen schlachten lässest, so wirst du unter den übrigen einen heilsamen Schrecken verbreiten und dir selbst ein größeres Ansehen schaffen, als jemals ein Marrabut von Dschema Saridsch besessen."

Mansur ließ seine Zähne sehen und ballte die Fäuste. „Beim Propheten," schrie er, „wenn ein Marrabut abfällt, so verdient er die furchtbarste Züchtigung, welche ein Mensch erfinden kann. Alle Qualen der Erde sind nicht groß genug, um ihn nach Gebühr zu strafen. Aber warte nur, mein Geist wird eine Rache erfinden, vor der sie Alle beben sollen. Geh,

Weib! Laß mich allein, daß ich nachdenke, was geschehen muß."

Sarjuis Lippen umschwebte ein teuflisches Lächeln; zufrieden, daß Mansur so schnell auf den hingehaltenen Köder gebissen, ging sie weiter und betrat das Haus des alten Igulfan.

Er saß auf einem Schemel und war eben beschäftigt, seine Waffen von dem anklebenden Blute zu reinigen.

Sarjui ließ sich auf einem andern Schemel nieder und sprach: „Warum wischest du die Flecken hinweg, welche deine Waffen mehr zieren als die Edelsteine in ihrem Griffe?"

„Ich putze das Blut hinweg, weil nun wieder Ruhe und Frieden werden soll. Es sind der Männer und der Jünglinge so viele gestorben, daß die Blutrache einstweilen schweigen muß."

„So laß sie schweigen, Igulfan, aber ersticke wenigstens nicht den Haß gegen die Franzosen in deiner Brust. Random, um deßwillen das Dorf fast die Hälfte seiner Einwohner verloren hat, steht im Begriffe, das Haus des Amin zu verlassen und sich mit Abdela und dem abgefallenen Marrabut Tizi auf die Flucht zu begeben. Das möchten wir am Ende geschehen lassen, denn wir können uns nur freuen, wenn die Verräther das Dorf verlassen; aber es ist ein böser Plan im Werke. Random hat sich Zeichnungen von dem Dorfe und allen Wegen gemacht und es ist unter den Dreien beschlossen, daß sie eine große Schaar Franzosen hierher holen wollen, um unsere Wohnungen in Asche zu legen und die Einwohner zu tödten.

Wenn du dieses zulässest, so sind wir alle Sclaven und willenlose Diener des Fremdlings. Alle Kabylen in ganz Afrika werden ihrer Freiheit verlustig gehen und es wird die Zeit kommen, wo die Franzosen unsere Erndten einheimsen. Sieh dich vor, Igulfan, so lange es noch Zeit ist."

Igulfan war im Anfange gar nicht geneigt, auf ihre Sirenenstimme zu hören, denn das Alter stellte ihm den nahen Tod vor Augen und dieser schrieb ihm eine größere Friedfertigkeit vor, als er bisher beobachtet hatte. Als er aber vernahm, was Sarjui von den Plänen Random's sagte, da schwoll ihm auf der Stirne die Zornader an und er fragte: „Sprichst du die Wahrheit, Weib, oder hast du eine Lüge ersonnen, um den Krieg von Neuem heraufzubeschwören und dich am Anblicke des Blutes zu ergötzen?"

„Was ich dir sagte, ist die volle Wahrheit Igulfan, denn ich habe die Verschwörer belauscht und mit eigenen Ohren gehört, wie sie verabredeten, was geschehen sollte. Zögere nicht; triff deine Vorsichtsmaßregeln, ehe es zu spät ist."

Igulfan schnellte empor; sein vom Alter gekrümmter Rücken streckte sich wieder. Frische Jugendkraft schien sich aus den leuchtenden Augen über den ganzen Körper zu verbreiten. Stramm schritt er hinweg, um die Vorbereitungen für die heutige Nacht zu treffen.

Sarjui schaute ihm mit ihrem gewöhnlichen höhnischen Lachen nach und murmelte zwischen den Zähnen: „Der alte Panther geht leichtsinnig in die Falle; ich hoffe, daß ihn die Kugel des Jägers trifft, wenn er den Köder verschluckt hat. Ihr Blinden und Thörich-

ten, ihr zappelt allesammt an meinen Fäden und müßt nach meinem Willen tanzen; ihr müßt vollziehen, was ich euch vorschreibe; so habe ich's gewollt, weil ihr mich mit Verachtung behandelt, mich aus euern Häusern hinausjagt und mich eine Hyäne nennt. Die Hyäne soll auch beißen; selbst der Panther soll von ihr erliegen!"

Nach diesen Worten ging sie langsamen Schrittes die Bergterrasse herab. Hier und dort begegnete ihr ein Mann, aber sie sprach mit Niemanden, wie sehr es ihr auch gelüstete, die Männer aufzustacheln; sie fürchtete, das Gerücht möge zu frühe bekannt und Random gewarnt werden.

Igulfan verließ ebenfalls sein Haus, die Mittheilung des Weibes hatte ihn in eine Erregung gebracht, die seinem sonst so festen Wesen eine Unruhe und Unbeständigkeit aufprägte die ihm selbst unangenehm war. Mit gesenktem Haupte stieg er abwärs und nahm seinen Weg durch den Cactus- und Oliven-Wald, dessen wir schon erwähnt haben. Er wählte einen ganz schmalen Pfad, der kaum Raum für seine nackten Füße ließ, so daß die scharfen Cactusdornen ihn zuweilen empfindlich verwundeten, aber seine Gedanken waren von dem bevorstehenden Ereignisse so sehr in Anspruch genommen, daß er wenig darauf achtete.

Die Oelbäume standen jetzt so dicht, daß die zahlreichen Stämme seinen riesigen Körper verdeckten.

Am Ausgange des Waldes setzte er sich auf einen Felsblock nieder und schaute über das Feld, wo die Einwohner mit der Erndte beschäftigt waren.

Es herrschte dort ein buntes Treiben. Im Vordergrunde hatte man einen Platz geebnet, auf welchem der geschnittene Weizen niedergelegt wurde. Ein Neger mit einer langen Gerte trieb drei schwere Ochsen unaufhörlich über den Weizen hin und her. Sie waren die Drescher der Kabylen und mußten die Körner mit den Füßen austreten.

Zwei Männer in der üblichen Nationaltracht mit hohen und ungemein breitrandigen Hüten kehrten die ausgedroschenen Körner zusammen und brachten sie auf einen zweiten Platz, wo sie von jungen Mädchen gesiebt und von der Spreu gereinigt wurden.

Einige von den Frauen waren mit Sicheln beschäftigt, den Weizen zu schneiden, andere trugen das ausgedroschene Stroh in schweren Bündeln auf dem Kopfe hinweg, wieder andere kamen mit großen Wasserkrügen von der Quelle, um den Durstenden zu laben, Kinder spielten im Gestrüpp und brachten bei ihrer Ungebundenheit einen großen Lärm hervor.

Jetzt wurde eine Pause in der Arbeit gemacht; die ungeheure Hitze erlaubte kein ununterbrochenes Schaffen, wie auf unsern deutschen Getreidefeldern. Frauen und Männer setzten sich in Gruppen zusammen, holten ihre Nahrungsmittel herbei, tranken Wasser dazu und scherzten und plauderten miteinander.

Da nahte sich Igulfan einem Manne, welcher sich in den Schatten der Oelbäume zurückgezogen hatte.

„Komm tiefer in den Wald," sprach er, „ich habe dir eine Mittheilung zu machen."

Auf dem Felsblocke, worauf Igulfan vorher gesessen, ließen sie sich nieder und dieser nahm das Wort:

„Wir müssen heute Nacht einen Angriff auf das Haus des Amin machen, denn der Franzose will entweichen, um seine Landsleute herbeizurufen.“

„Woher hast du diese Nachricht?“

„Die Sarjui hat mir die Mittheilung gemacht.“

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Mir deucht, daß dieses Weib einen allzugroßen Einfluß in Dschema Saridsch gewinnt. Ihr Herz ist böse und sie hat Freude am Blutvergießen. Ich glaube, daß sie fähig ist, eine Lüge zu erfinden, um den Kampf hervorzurufen.“

„Ohne Zweifel ist sie schlecht und boshaft, wer wollte das verkennen; aber die Sache hat viel Wahrscheinlichkeit. Keinem von uns ist es doch entgangen, daß der Amin den Franzosen zu schützen sucht und wir alle sind wohl der Ueberzeugung, daß er mit den Fremdlingen hält.“

„Ich habe diese Ueberzeugung noch nicht gewinnen können, obschon ich mit euch die Waffen erhob und zwei meiner Söhne in dem blutigen Kampfe verlor.“

„Du willst also von der heiligen Sache abfallen?“

„Beim Propheten, nein; ich mahne nur zur Vorsicht. Wenn du die Ueberzeugung hast, daß du nicht betrogen bist, so bin ich zum Kampfe in jeder Stunde bereit.“

„Wohl, mein Freund, ich hatte auf deine Mitwirkung gerechnet. Theile den Männern unserer Parthei im Stillen mit, was geschehen soll, aber laß die Weiber nichts wissen, damit sie das Werk nicht verderben.“

Sie erhoben sich beide und gingen nach verschiedenen Richtungen ab; aber ihr Gespräch war nicht un-

belauscht geblieben. Ein kleines Mädchen, welches unweit des Steines verdeckt im Gestrüpp saß und mit einem zottigen Hunde spielte, hörte jedes Wort.

Leise erhob sie sich, kroch eine Zeitlang auf Händen und Füßen durch das Dickicht und eilte dann auf einem andern Wege in raschem Laufe dem Hause des Amin zu. Athemlos kam sie daselbst an und da sie Niemanden in der Nähe sah, der sie verrathen konnte, so eilte sie hinein, um Abdela zu suchen, die ihr so oft eine kleine Freude bereitet hatte und wofür sie immer ein dankbares Gemüth an den Tag gelegt hatte.

Abdela hörte mit Schrecken, was im Anschlage war. „Du darfst nun nicht bis zum Einbruche der Nacht hier bleiben," sprach sie zu Random. Wir müssen auf die Flucht, ehe die Leute aus dem Felde heimkehren."

„Aber, mein Kind, es ist für einen französischen Kapitain unmännlich, daß er einem bevorstehenden Kampfe ausweicht," sagte Random. „Würden sie nicht sagen, die Franzosen seien Feiglinge, die sich fürchten, mit den Kabylen zu kämpfen."

„Wenn Sie es sagen, so ist kein großes Unglück dabei," antwortete Abdela.

„Mein Soldatenruf ist gefährdet."

„Du machst es nicht besser, als meine Landsleute, Random; um deinen Soldatenruf aufrecht zu erhalten, willst du es geschehen lassen, daß hier Ströme von Blut fließen, daß meine Angehörigen, vielleicht mein eigener Vater vom Schwerte gefressen werden."

Random erröthete beschämt. „Wahrlich, Mädchen," sagte er, „ein französischer Kapitain kann von dir



Ausführ, Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, aus dem Lande der Kabylen.

Weisheit lernen. Es wäre mehr als undankbar, wenn ich durch meine Weigerung Verlust über deine Familie, Trauer über dich selber brächte. Ich willige ein, zu fliehen."

Abdela wendete sich jetzt an Benira: „Gutes Kind, willst du meinem Vater eine Nachricht bringen?"

„Gerne, Abdela."

„So eile nach der obern Terrasse des Dorfes, wo er einen Streithandel zu schlichten hat, nimm ihn unbemerkt auf die Seite, sage ihm, was du weißt und theile ihm zugleich mit, daß ich Random auf den Weg nach Fort Napoleon gebracht habe."

Benira entfernte sich und versprach, den Auftrag zur Zufriedenheit Abdelas auszuführen.

In Eile wurde das Pferd bepackt und ein Diener mußte es am Zügel auf versteckten Wegen fortführen. Es war dieses eigentlich das schwierigste Stück Arbeit, denn Jedermann im Dorfe wußte, daß dieses Thier nicht dem Amin, sondern dem Kapitain gehörte. Er mußte versuchen, ungesehen und auf Schleichwegen in ein Versteck zu gelangen, wo sie bis zur Nacht bleiben konnten.

Nicht lange nachher folgte ein anderer Diener mit einem von Kadra's Pferden; es war für den Marrabut Tizi bestimmt, welcher den Kapitain auf seiner Flucht begleiten sollte. Zuletzt verließen die drei Personen das Haus, wo Random eine so gastliche und liebevolle Aufnahme gefunden; er schied mit schwerem Herzen, weil er dem Amin nicht vorher dankend die Hand drücken konnte; aber Abdela drängte zur Eile und versprach, ihn beim Vater zu entschuldigen.

Nach der Anweisung Abdelas hatten die Diener eine Richtung eingeschlagen, welche zu einem fast undurchdringlichen Dickicht von Cactus und Aloe-Pflanzen führte. Kein Mensch und kein Thier wagte sich hier hinein, denn man konnte sich bei jedem Schritte an den scharfen, ungemein starken Dornen tödtlich verwunden.

Mit Absicht hatte sie gerade diesen Fleck des Waldes gewählt, weil sie sicher war, daß sie hier nicht verfolgt wurden. Es geschah sogar niemals, daß die Einwohner von Dschema Saridsch sich nach dieser Seite des Waldes hinbegaben, weil sie wohl wußten, daß dort nicht durchzudringen war.

Abdela, welche wohl vorausgesehen hatte, daß einmal die Flucht ihres Schützlings nothwendig werden könnte, hatte einen treuen und vertrauten Diener ihres Vaters gewonnen, welcher jede Nacht dorthinging und einen Weg durch den Wald schnitt. Erst in der verflossenen Nacht war er fertig geworden, wie wir wissen, gerade zur rechten Zeit.

Die drei Personen wandelten schweigend hintereinander; Niemand sprach ein Wort, weil sie fürchteten, daß der leiseste Ton sie verrathen könnte. Als sie den Wald erreichten, suchte Random vergebens nach dem Pfade, von dem sie gesprochen. Da schob Abdela vor einer Gruppe von Oelbäumen das Gestrüpp auseinander und vor ihnen lag der Pfad, den sie wandeln mußten.

Nachdem sie eine Strecke weit auf demselben fortgewandert waren, erreichten sie einen größeren Platz, auf welchem die Pferde standen. Die stachelichten

Cactus ragten ihnen so hoch über die Köpfe empor, daß sie von Niemanden gesehen werden konnten.

„Hier ist keine Gefahr für euch,“ sprach Abdela, „und wenn die Feinde auch wirklich auf eure Spur kämen, so würde es euch nicht schwer fallen, den schmalen Eingang zu euerm Versteck zu vertheidigen. Weiter dorthin stehen die Cactus, wie ihr sehet, nicht so dicht zusammen, und es wird euch gelingen, zwischen ihnen hindurch zu kommen. Tizi ist mit der ganzen Gegend bekannt; er wird dich führen und vor jeder Gefahr warnen. Halte aber immer deine Waffen bereit, denn es ist leicht möglich, daß auch Andere dich anfallen, wenn sie hören, daß du dem Igulfan und seiner Parthei entronnen bist. Nun aber will ich heimkehren, daß der Vater nicht allein stehe, wenn der Kampf beginnt.“

Random war von der aufopfernden Treue des Mädchens bis zu Thränen gerührt. „Abdela,“ sprach er, „so lange ich lebe, werde ich nicht vergessen, wie viel Dank ich dir schuldig bin; aber ich werde vielleicht niemals in die Lage kommen, diesen Dank zu bethätigen. Dessen sei indessen versichert, wenn dir jemals eine Gefahr droht, die ich abwenden kann, so werde ich mein Leben nicht schonen, sondern es gerne einsetzen, um das deinige zu erhalten.“

„Zieh im Frieden,“ entgegnete sie. „Was in der Zukunft geschieht, weiß Allah allein; doch was sich auch begeben möge, wenn du nicht kommst als Franzose, um unsere Dörfer zu verwüsten, so wirst du in unserm Hause ein gern gesehener Gast sein. Lebe wohl!“

Random reichte ihr die Hand und sie kehrte sich rasch um; die eigene Rührung zu verbergen schritt sie, von den beiden Dienern gefolgt, eilig hinweg und machte nicht eher Halt, bis sie am Ausgange des Waldes angekommen war, wo sie sich erst vergewisserte, daß ihr heimlicher Gang noch von Niemanden erspäht worden war. —

„Was thun wir?" fragte Random den Marrabut, steigen wir zu Rosse oder warten wir in diesem Dickicht den Morgen ab?"

„Ich glaube, wir würden wohl thun," antwortete Tizi, „wenn wir keine Minute länger hier verweilen, als nothwendig ist. Sobald die Kämpfenden gewahr werden, daß wir nicht mehr da sind, werden sie uns nachsetzen und unserer Spur nach allen Richtungen folgen. Abdela hat freilich diesen neuen Pfad wohl gewählt und versteckt, aber die Parthei unserer Feinde hat scharfe Augen und die Rache wird sie anspornen, keinen Winkel undurchsucht zu lassen."

Obwohl die gefährlichen Stauden in der Fortsetzung des Weges nicht mehr so nahe zusammenstanden, so wäre es doch nicht ohne Gefahr gewesen, dieselben reitend zu passiren; sie nahmen deßhalb die Pferde am Zügel und führten sie vorsichtig weiter, bis sie aus dem Dickicht heraus waren, dann schwangen sie sich in die Sättel und sprengten auf gebahnten Wegen von dannen.

Lassen wir sie einstweilen weiter ziehen und sehen zu, was sich in Dschema Saridsch begab. Als Abdela in ihr Haus zurückkehrte, war ihr Vater bereits da.

„Dem Propheten sei Dank," rief er ihr zu, „daß

wir die uns drohende Gefahr frühzeitig genug erfahren. Ich wäre nicht im Stande gewesen, den Feinden auch nur einen Mann außer mir und meinen Knechten entgegenzustellen. Ist Random in Sicherheit?"

„In völliger Sicherheit, und Tizi wird ihn führen."

„So bleibe im Hause zurück, damit ich unsere Freunde benachrichtige."

Der Amin ging hinweg; Abdela aber rief die Knechte zu sich, ließ ohne Zeitverlust eine große Anzahl von Kugeln gießen und Pulver bereit stellen, damit der Vater alles vorbereitet finde, wenn er zurückkehre.

Kadra ging ebenfalls auf das Feld hinaus, wo Freund und Feind gemeinsam die Arbeit besorgten. Unter dem Vorwande, die Erndte besichtigen zu wollen, sprach er im Stillen mit einigen einflußreichen und tapfern Männern und theilte ihnen mit, was im Werke sei. Diese verbreiteten es im Geheimen weiter und noch während der Arbeit wurde der Vertheidigungsplan entworfen.

Die Gegenparthei, erbittert über die geheimen Absichten, welche man ihrem Amin zuschob, empfing ihn mit schlecht verhehltem Unwillen, als er an ihren Reihen vorüberschritt und Einige konnten sich nicht enthalten, das Wort: „Verräther!" zwischen den geschlossenen Lippen zu murmeln.

Am Abende als sie alle heimkehrten, konnte auch ein Uneingeweihter an der stillen Spannung und den schroffen Antworten der Männer merken, daß etwas Ungewöhnliches im Werke sei; auch den Weibern entging das nicht, aber die Männer schwiegen auf ihre Fragen trotzig stille.

Als es dunkelte, waren alle Einwohner von Dschema Saridsch in ihren Häusern; es schien alles den gewöhnlichen Tagesgang zu gehen, und wie es sonst zu geschehen pflegte, rief der Muezzin von der Gallerie der Moschee zum Gebete.

Aber die Herzen der männlichen Einwohner waren weit entfernt, jetzt an Gott zu denken. Sowohl die Marrabuts als die Laien erwarteten mit Ungeduld die Stunde zum Angriff. Diesesmal hatte Mansur zeitig daran gedacht, die Moschee von seiner Parthei besetzen zu lassen. Gleichzeitig mit dem Muezzin stiegen bewaffnete Männer hinauf und stellten sich, wohl mit Munition versehen, an die Schießscharten. Die Anhänger des Igulfan verließen einzeln ihre Wohnungen und sammelten sich, die Waffen unter den Kleidern verborgen, an den abgesprochenen Plätzen.

Kadra's Genossen gingen auf Umwegen dem Hause des Amin zu. Dieser empfing sie mit eindringlichen Worten und ermahnte sie, wenn es zum Kampfe komme, sich wacker zu halten; doch sollte vor allen Dingen der Versuch gemacht werden, die Angreifer für den Frieden zu gewinnen. Nachdem ihm jeder darauf den Handschlag gegeben, stellten sie sich an den Schießscharten im Innern des Hauses auf und diejenigen, welche dort keinen Platz fanden, vertheilten sich in der Umgegend desselben an geeigneten Plätzen.

Von den Bergterrassen herab sah man jetzt die Igulfaner niedersteigen; sie waren so voller Kampflust, daß sie die wünschenswerthe Vorsicht vergaßen und aus Uebermuth in die Luft schossen. Die Weiber, welche an dem verbissenen Wesen der Männer schon entnommen

hatten, daß etwas im Werke war, stürzten bei diesem Lärm aus den Häusern und flehten sie an, die Ruhe nicht zu stören; aber sie wurden rauh hinweggestoßen. Wenn der Kabyle einmal die Waffen ergriffen hat, dann helfen keine Bitten und Vorstellungen mehr; er beruhigt sich nicht eher, bis Blut geflossen ist.

Vor dem Hause des Amin angekommen, trat der alte Igulfan vor die Reihen der Seinigen und rief mit lauter, von Zorn bebender Stimme: „Kadra, du Verräther deiner Landsleute und Freund der Franzosen, tritt vor und verantworte dich über die Dinge, welche du im Schilde führst.“

Kadra trat an das Fenster seines Hauses und rief in den tobenden Haufen hinab: „Igulfan, zu allen Zeiten hast du das Volk gegen den Amin aufgewiegelt und dich dadurch schwerer Vergehen schuldig gemacht, welche von Rechtswegen scharfe Strafen nach sich ziehen müßten. Wenn das bis heute nicht geschehen ist, so habe ich eines Theils dein Alter in Betracht gezogen und andern Theils den Umstand, daß du alle Aufstände in das Gewand der Blutrache zu kleiden wußtest. Ich bin aber endlich des vielen Blutvergießens müde und fordere dich im Namen der Wohlfahrt von Dschema Saridsch auf, mit deinem Haufen abzuziehen, uns unbehelligt zu lassen und die Familien nicht von Neuem in Noth und Elend zu stürzen. Die Erndte ist noch nicht vollendet. Wenn die Männer im Kampfe fallen, so leiden die Weiber und Kinder im Winter Hunger und aller Fluch wird über dein Haupt kommen.“

„Sprich nicht zu uns als Amin,“ rief Igulfan,

„sondern als Kadra. Ich zeihe dich des Verrathes an unserm Dorfe und der Freundschaft mit den Franzosen. Es ist deine Absicht, das Dorf und die Umgegend den Feinden zu überliefern und du beherbergst in deinem Hause einen Fremdling, mit dem du dich in dieser Absicht verschworen hast. Gieb zuvörderst diesen Mann heraus, damit wir ihn nach den Gesetzen unseres Landes strafen. Das übrige wird sich sodann finden."

Kadra antwortete: „Der Mann, von dem du sprichst, hatte mir und euch einen großen Dienst geleistet, indem er meine Tochter vom sichern Tode rettete. Er hatte dabei sein eigenes Leben auf's Spiel gesetzt und war schwer verwundet worden. Deßhalb war es meine heiligste Pflicht, ihn in mein Haus aufzunehmen und ihn zu pflegen, bis er von seinen Wunden genas. In meinem Herzen lodert der Haß gegen die Franzosen nicht weniger, als in dem eurigen, aber ich habe diesem Gefühle Schweigen geboten, um das Recht der Gastfreundschaft nicht zu verletzen. Die Beschuldigung, daß ich mit ihm eine Verschwörung zu Gunsten der Franzosen eingegangen, ist lächerlich und nichtssagend; ich verachte sie zu sehr, um mich zu vertheidigen. Von eurer bösen Absicht unterrichtet, habe ich meinen Gast entlassen und ich hoffe, daß er sich jetzt in voller Freiheit befindet."

„Du lügst!" schrie Igulfan. „Der Franzose ist noch in deinem Hause, und wir wollen ihn heraus haben. Giebst du ihn nicht freiwillig, so nehmen wir ihn mit Gewalt!"

Aus dem Haufen sauste jetzt eine Kugel und fuhr so nahe am Haupte Kadra's vorüber, daß nur ein

Geringes fehlte, so wäre es um sein Leben geschehen gewesen. Dieser Schuß war das Zeichen zum Beginne des mörderischen Kampfes. In einem Nu knatterten hüben und drüben die Gewehre und es wurde aus solcher Nähe geschossen, daß fast jede Kugel ihr Opfer forderte.

Die alte Sarjui hatte sich mit boshafter Schadenfreude hinter die Ruinen eines alten Römergrabes geflüchtet. Hier war sie vor den Kugeln sicher und konnte doch dem Blutbade zusehen. Als der Kampf hin- und herwogte, wurde sie von einem Knechte des Amin bemerkt. Wuthentbrannt über das Weib, welches jetzt lachen und sich freuen konnte, ergriff er sie am Arme und drohte sie niederzumachen, wenn sie nicht augenblicklich den Kampfplatz verlasse.

Sarjui warf ihm einen Blick zu, in welchem tödtlicher Haß lag. „Ich werde gehen,“ sprach sie, „aber du würdest später wünschen, daß ich geblieben wäre!“

Mit langen Schritten, fluchend und die Fäuste ballend, eilte sie aus dem Dorfe. Wir werden später hören, welch einen verhängnißvollen Gang sie antrat.

Der Kampf nahm unterdessen immer größere Ausdehnung an und es dauerte nicht lange, so waren alle Männer und Jünglinge in denselben verwickelt. Igulfan's Parthei war bei Weitem die größte, denn nicht allein alle, welche zu seinem Soff gehörten, sondern auch die heftigsten Franzosenfeinde standen auf seiner Seite.

Sie hielten sich gleichwohl tapfer, mußten aber schließlich der Uebermacht weichen. Igulfan und Mansur drangen gleichzeitig in Kadra's Haus, der eine,

um den Kapitain, der andere, um den abtrünnigen Marrabut zu ergreifen.

Im Innern des Hauses lagen viele Todte und Verwundete, fast alle Anhänger Kadra's waren gefallen. Er aber stand noch aufrecht und schußbereit auf der Treppe, welche zu dem Obergeschosse führte.

Abdela, welche bisher in schrecklicher Angst am Boden gelegen und den Propheten um Sieg für die Waffen ihres Vaters angefleht hatte, sah den wüthenden Igulfan auf ihn heranstürmen und die Büchse auf seine Brust richten. Da griff sie nach einem Krummschwerte, war mit einem Satze zwischen ihm und dem Vater und zuckte die Waffe über die Hand, welche eben im Begriffe war, loszudrücken.

Igulfan entfiel die Büchse, aber er riß den Dolch aus dem Gürtel und fiel wuthschnaubend über den Gegner her.

„Laß ab," sprach der Amin; ich möchte deines weißen Hauptes schonen."

„Von mir hast du keine Schonung und keine Gnade zu erwarten," schrie Igulfan; „du mußt sterben oder den Franzosen ausliefern."

Jetzt entstand auf der Treppe ein schreckliches Ringen. Die übrigen Kämpfer hielten wie aus Verabredung inne und schauten die Treppe hinauf. Igulfan hatte das Mädchen hinabgeschleudert und stieß mit immer steigender Wuth nach seinem Gegner. Dieser gab die Stöße zurück und es dauerte nicht lange, so fielen sie beide entseelt die Treppe hinab.

„Haltet ein mit dem Kampfe," rief der Marrabut Mansur, „denn das Haupt der Verräther ist gefallen

und es steht uns nichts mehr im Wege, Tizi und Random gefangen zu nehmen. Das Mädchen aber bringt in die Moschee und haltet sie in Gewahrsam."

Zwei Kabylen traten vor, hoben die ohnmächtige Abdela auf und trugen sie hinweg. Unterdessen eilte der Marrabut mit seinem Anhange die Treppe hinauf und durchsuchte das obere Geschoß; aber von den Gesuchten war keiner zu finden.

„Sie sind entkommen," rief er in die Menge; „auf, setzet ihnen nach und bringet sie todt oder lebendig hierher."

Sogleich machten sich die Kabylen, welche noch vom Blute ihrer Brüder rauchten, nach verschiedenen Richtungen auf den Weg, um die Flüchtigen einzuholen. Die Zurückgebliebenen aber trugen weinend ihre Todten zur Moschee hinauf. Der Marrabut, welcher noch so eben mit dem Mordschwerte im Kampfe gestanden, dessen flatterndes Gewand noch die ungetrockneten Blutflecken trug, welches er vergossen, richtete jetzt die Hände zu Allah und machte seine Religion zum Spott und Hohn aller Besserdenkenden.

Fünftes Kapitel.

Abdela entgeht dem Tode.

Als Abdela die Augen aufschlug, suchte sie nach dem Vater; sie fand ihn nicht und gewahrte beim Umherschauen, daß sie sich nicht in ihrem Hause, sondern auf dem Thurme der Moschee befand. Bewaffnete mit zornigen Gesichtern standen um sie herum und der

Ukil, d. h. der Beamte, welcher der in der Moschee aufbewahrten Gemeindekasse vorsteht, redete sie mit harten Worten an. „Abdela," sagte er vorwurfsvoll, „wie konntest du es über dich gewinnen, mit dem Feinde gemeinsame Sache gegen uns zu machen? Ich hatte dich immer für ein patriotisches Mädchen gehalten. Nun aber sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Pfui und Schande über dich, du abgefallene Tochter von Dschema Saridsch!"

„Du sprichst, wie ein Kind, dem der Verstand zu einem richtigen Urtheile fehlt," gab Abdela zur Antwort. „Igulfan und sein Anhang haben dich blind gegen die Wahrheit gemacht. Habe ich euch nicht Allen versichert, daß Random nichts gegen euch im Schilde führt? Warum glaubt ihr es mir nicht, die euch noch niemals belogen? Warum gelten die Worte der Sarjui, von der ihr alle wißt, daß sie nur auf Unheil sinnt, mehr als die meinigen? Nicht wahr, weil ihr gerne nach einem schicklichen Vorwande sinnt, um das Blutvergießen Tag und Nacht fortzusetzen? Du rufst Schande über mich, aber die Schande ist auf Seiten der Männer, welche das Schwert ziehen. Ihr werdet euch so lange aufreiben, bis ihr nicht mehr im Stande seid, euch gegen die Franzosen zu wehren, wenn sie wirklich kommen. Die Sarjui wird euch dann nicht helfen, sie wird sich aber freuen, daß sie endlich einen Rächer für die vielen Mißhandlungen, die ihr zu Theil geworden sind, gefunden hat."

Der Ukil schaute sie verwundert an. Er hatte früher niemals an dem Mädchen gezweifelt; erst in den letzten Tagen war er durch das allgemeine Geschrei

irre an ihr geworden, und jetzt hörte er aus jedem ihrer Worte, daß sie rein und unschuldig war.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und der Marrabut Mansur trat ein. Als sie seiner ansichtig wurde, kam ihr das schreckliche Gefecht wieder in's Gedächtniß und schon der Ort, wo sie sich befand, verrieth ihr den Ausgang desselben.

„Wo ist mein Vater?“ redete sie ihn an.

„Da, wo alle Verräther hingehören!“ gab er zur Antwort.

„Ist er im Kampfe gefallen?“ fragte sie.

„Nein, Mädchen, er ist geschlachtet worden wie ein toller Hund.“

„So hat ihn Igulfan überwunden!“ hauchte sie und ließ kraftlos die Arme sinken. Wie oft hatte sie in ihrem Dorfe den Tod wüthen, wie oft ihre nächsten Angehörigen fallen sehen, aber niemals hatte sie den furchtbaren Schmerz empfunden, der jetzt ihre Seele zermalmte. „Todt!“ keuchte sie, „und es war doch Niemand so rein und edel wie er. Der Himmel möge denen verzeihen, die ihn ermordet. Auf mir aber lastet nun die Pflicht, ihn zu rächen!“

Mansur lachte: „Weiber haben nichts mit der Blutrache zu schaffen; sie sind ausgeschlossen von diesem Werke. Erhebst du jemals die Hand gegen Jemanden, so stirbst du den Henkertod. Uebrigens will ich dir zum Troste sagen, daß auch Igulfan, der Mörder deines Vaters, gefallen ist.“

In dem Herzen des Mädchens jubelte es und sie war versucht, einen Freudenschrei auszustoßen, aber ihr

besseres Gefühl siegte. „Mansur,“ sprach sie, „sind die Gebeine meines Vaters schon beerdigt?“

„Nein,“ gab er zur Antwort; „einen Verräther beerdigt man nicht, sondern wirft ihn den wilden Thieren zum Fraße hin. Ich habe ihn herausschleifen lassen; draußen scheinen die Sterne auf ihn und bohren sich mit tödtlichen Blicken in seinen blutbefleckten Körper. Die Hyäne wird um Mitternacht kommen, um ihn zu verzehren.“

Der Marrabut hatte diese Worte mit einem teuflischen Hohne gesprochen; es machte ihm Freude, das Herz des Mädchens zu zerfleischen.

„O Mansur, sprichst du die Wahrheit?“ fragte sie. „Doch nein, es ist nicht möglich! Der Marrabut ist ja da, um die Unglücklichen zu trösten. Wie könnte er solche Schmach auf das Kind des Gefallenen häufen! Laß mich los, Mansur, daß ich gehe, um seinen Leichnam zu begraben.“

Mansur lachte. „Nimmer kommst du los,“ sprach er, „bis die Wahl eines neuen Amin geschehen. Dieser soll das Urtheil über die Verrätherin sprechen.“

„Ich bin keine Verrätherin,“ gab sie zur Antwort, „aber dein Betragen würde dein Weib und deine Kinder, würde ganz Dschema Saridsch dazu machen, wenn es an ihnen geübt würde. Das Kind hat ein Recht auf die Leiche seines Vaters und wer sie ihm vorenthält, der begeht ein Verbrechen, welches er nicht mehr sühnen kann. Ich bin zu schwach und zu ohnmächtig, um dich vor den Richterstuhl zu fordern, aber wenn sich der Zorn abgekühlt hat, wenn die Leute nicht mehr von blinder Rache entflammt sind, dann werden

Rächer aus der Mitte der Einwohner erstehen und sie werden den ungerechten Marrabut, der nur an sich denkt, vor sich fordern."

Thränen erstickten ihre Stimme; sie konnte nicht mehr sprechen. Mit verhülltem Angesichte ließ sie sich auf den Boden nieder und schluchzte laut. Der Marrabut aber verließ ungerührt das Thurmgemach und begab sich zu seinen fanatischen Brüdern.

Die Bewaffneten hatten Mitleid mit dem weinenden Mädchen, aber Niemand wagte es, ihr ein tröstendes Wort zu sagen, weil er fürchtete, er könne ebenfalls als Verräther bestraft werden.

Nachdem im Dorfe Ruhe eingetreten war, kam der Muezzin und verkündete den Wächtern, daß sie nun in ihre Häuser zurückkehren könnten. Als er wieder hinweggegangen war, näherte sich einer von den Wächtern dem Mädchen und flüsterte ihm zu: „Es ist dunkel auf der Treppe; wenn du dich unter uns mischest, so wird man dich nicht bemerken."

Leise erhob sie sich und schaute nach dem Ukil hinüber, welcher den Bestand seiner Kasse nachrechnete und scheinbar nicht Acht auf sie gab; aber er hatte wohl gesehen, was vorging, doch fühlte er keinen Beruf in sich, den Angeber zu machen. Eifrig rechnete er weiter und drehte sich sogar ein wenig nach der Mauer hin, um nicht Zeuge von dem zu sein, was vorging.

Glücklich und ungesehen gelangte sie hinab und an dem Hause der Marrabuts vorüber. Jetzt stand sie stille, und schaute in's Thal hinab. „Wo mag ich die Leiche meines Vaters finden?" flüsterte sie.

„Ich will es dir zeigen," antwortete eine leise

Stimme neben ihr. Als sie erschrocken aufschaute, war es derselbe Mann, welcher ihr im Thurme zur Flucht gerathen. Sie ließ ihn hundert Schritte vorgehen und ging leise hinter ihm her. Vor dem Dorfe blieb er stehen und sprach: „Gehe bis zu dem Hügel der Hyänen; ich muß erst einen Spaten herbeiholen.“

Auf den Tod betrübt wanderte sie vorwärts. Ueber ihr schienen und flimmerten im hellen Glanze die Sterne. Sie brannten wie Millionen Augen nieder auf die Weinende und zeigten ihr den Weg zu dem Hügel. Als sie daselbst ankam, fand sie den Gesuchten beim ersten Schritte; sie erkannte ihn nicht wieder, denn sein Antlitz war von tausend Wunden entstellt, aber jetzt fiel ihr der Gürtel in die Augen, den sie selbst verfertigt hatte. Mit herzdurchdringendem Geschrei fiel sie über ihn her und jammerte: „Vater, mein Vater, wie sind sie mit dir umgegangen. Nun sind sie alle hin; die Brüder und der Vater. Nur die kleinern Geschwister leben noch und sie werden keine Stütze haben, denn ich muß fort, bis in Dschema Saridsch andere Gesinnungen eingezogen sind.“

Der Mann, welcher ihr zur Flucht verholfen, kam jetzt mit eiligen Schritten herbei. „Still, Abdela,“ sagte er. „Wenn deine Feinde uns hören, so sind wir beide verloren. Bezwinge deinen Schmerz oder ich muß dich allein lassen und kann dir nicht helfen.“

Sie that sich Gewalt an, aber es wollte ihr doch nur schlecht gelingen, das Schluchzen zu unterdrücken.

„Wo begraben wir ihn?“ flüsterte sie.

„In jenem Strauchwerk,“ antwortete er; „hilf mir ihn tragen.“

Sie faßte den entseelten Körper und half ihn in das Gestrüpp schleppen. Mit dem Finger auf einen Oelbaum deutend, sprach sie leise: „Betten wir ihn hier, damit sein Leib Schatten hat."

Der Mann grub emsig mit dem Spaten ein Loch in die Erde."

„Tiefer, tiefer!" bat sie. „Die Hyänen würden ihn ausscharren und hinwegschleppen."

Der Mann grub, daß ihm der Schweiß auf dem Gesichte stand; endlich war die Grube tief genug und sie konnten ihn hinabbetten. Weinend hockte sie nieder und sprach ein Gebet. Als der Mann begann, die Gruft mit Erde zu füllen, beugte sie sich noch einmal nieder und sprach: „Blumen habe ich nicht, um deinen Körper zu bestreuen, aber ich will dein Antlitz mit einem Tuche bedecken, damit nicht die unreine Erde dasselbe berührt. Ach, ach, der Amin von Dschema Saridsch, um den das ganze Dorf weinen und wehklagen sollte, wird in der Stille der Nacht ohne den Marrabut und ohne Blumen begraben. Wie werden es diese Barbaren verantworten, daß sie an ihm gehandelt haben, wie an einem bittern Feinde!"

Während sie also sprach, löste sie das Tuch von ihrem Nacken und legte es über sein Gesicht. Schweigend füllten sie jetzt die Grube. Als es geschehen war, gruben sie im nahen Walde Opuntien aus und pflanzten sie auf das Grab, damit die Hyänen sich fern hielten und die Menschen die Stätte nicht so leicht fänden.

Jetzt wollte ihr Helfer sich entfernen, weil er fürchtete, man werde ihn vermissen und Verdacht schöpfen;

aber Abdela stürzte ihm zu Füßen. „Freund meines verstorbenen Vaters," flehte sie, „ich soll fliehen und meine kleinen Geschwister ohne Schutz und Hülfe zurücklassen. Bringe sie zu Mansur, sage ihm, daß es seine Pflicht sei, sich der Verwaisten anzunehmen, bis ich wieder da bin! Ihr Wehgeschrei würde mich verfolgen, wenn ich wüßte, daß sie hülflos umherirrten."

„Sorge nicht Abdela," antwortete er. „Deine Geschwister befinden sich unter der Obhut meiner Frau. Wir werden sie hegen und pflegen, bis bessere Zeiten kommen. Lebe wohl und rette dich!"

Abdela drückte dem Freunde krampfhaft die Hand und schlug denselben Weg ein, welchen Random und der Marrabut genommen. Als sie an dem eingeschnittenen Wege ankam, stand sie stille; sie glaubte, das Herz müsse ihr brechen, daß sie so schnell hinwegging und den todten Vater und die hülflosen Geschwister allein zurückließ. Unschlüssig überlegte sie; gab sie dem Zuge ihres Herzens nach, so war es allerdings leicht möglich, daß sie in große Gefahr kam, aber vielleicht konnte sie sich der Gefahr zeitig genug entziehen. Langsam ging sie wieder zurück, immer aufmerksam um sich herspähend, und erreichte das Grab, wo ihr Theuerstes ruhte, was sie je besessen."

Sie kniete auf dasselbe nieder, beugte ihr Antlitz hinab und nahm in rührenden Worten Abschied von ihm. Als sie das gethan hatte, wurde es ihr leichter um's Herz und sie ging langsam dem Dorfe zu. Wenn ihr das Glück günstig war, konnte sie vielleicht das Haus, wo ihre Geschwister weilten, ungesehen errei-

chen, auch von ihnen Abschied nehmen und sie mit einer baldigen Wiederkehr trösten.

Schon hatte sie die ersten Häuser erreicht, als sie Fackelglanz im Dorfe sah und lauten Lärm vernahm. Rasch kletterte sie an einem Mauervorsprunge empor, wo sie überschauen konnte, was sich begab. Der Marrabut Mausur eilte mit den Männern von Haus zu Haus und sie hörte ihn rufen, daß Abdela von der Moschee entkommen sei und daß sie sich wahrscheinlich noch im Dorfe versteckt halte; sie müsse aber um jeden Preis wieder eingefangen werden.

Das Mädchen durfte nun nicht länger weilen; sie sprang von der Mauer hinab und lief querfeld ein, zu dem Orte, wo sie den Weg durch den Cactuswald hatte schneiden lassen. In der Lichtung angekommen, wo Random mit den Pferden geweilt hatte, fiel sie erschöpft zu Boden. All die schrecklichen Eindrücke des Tages hatten ihren Körper so ermattet und ihren Geist so niedergedrückt, daß sie nicht im Stande war, weiter zu gehen.

Der Schlaf bemächtigte sich ihrer; in wenigen Minuten lag sie in festem Schlummer. Es war eine Wohlthat für sie; denn die Ueberspannung der Nerven hätte sie vielleicht einer schweren Krankheit preis gegeben, wenn keine Ruhe eingetreten wäre.

Der Theil des Waldes, in dem sie schlief, war von keinen wilden Thieren besucht, weil die stachelichte Wildniß ein Durchdringen unmöglich machte; sie konnte also ohne Gefahr der Ruhe pflegen, aber die Aufregung ihres Geistes war so groß, daß sie nach einigen Stunden wieder erwachte. Im Traume war ihre

Seele dem Kampfe gefolgt, welchem ihr Vater erlegen und die Vorstellungen, welche sie empfangen, waren so lebhafter Natur gewesen, daß sie noch wachend fortträumte. Erst nach und nach kam sie zur Besinnung, daß sie im Walde und außer Gefahr war. Mit tiefem Schmerze dachte sie abermals an den Tod des Vaters und schritt langsam dem Pfade nach.

Als sie an den Ausgang des Waldes kam, dämmerte der Morgen; ein höchst beschwerlicher Weg lag vor ihr; die Berge erhoben sich so steil, daß das Ersteigen mit großer Mühseligkeit verbunden war, und da sie meist ganz nackt waren, so konnte die Flüchtige von etwa Nachsetzenden auf weite Strecken hin gesehen werden; aber es blieb ihr kein anderer Ausweg, sie mußte dem steilen Bergpfade folgen.

Das erste Dorf, welches sie erreichte, hieß Mahmud; dort war sie schon mit ihrem Vater gewesen und kannte daselbst einen Einwohner, bei dem sie Nahrung und Aufnahme zu finden hoffte. Der Mann hieß Sebued und war, wie ihr Vater, Amin.

Als sie über seine Schwelle schritt, entfärbte er sich und sprach in barschem Tone: „Sucht die Verrätherin Aufnahme bei einem ehrlichen Manne? Wende deine Schritte einem andern Hause zu, hier kannst du nicht bleiben.“

Erbleichend gab Abdela zur Antwort: „Die Kunde von den Vorfällen in Dschema Saridsch ist also schon bis zu dir gedrungen? Man hat dir falsche Nachrichten gegeben, denn ich bin keine Verrätherin, sondern eine so treue Tochter des Landes, wie es nur eine

geben kann. Schenke mir dein Ohr, damit ich dir die Wahrheit sagen kann."

Sie machte ihm eine getreue Schilderung von allen Vorfällen und ihre Mittheilungen klangen so unverfälscht, daß Sebued ihnen Glauben beimaß.

„Verbirg dich hier," sprach er, indem er den Stall öffnete, in welchem einige Schafe der Ruhe pflegten. „Du bist wahrlich nicht zu guter Stunde gekommen, denn der Marrabut Mansur und einige Dutzend seiner Anhänger sind hier, um dir nachzuspüren. Ich brauch dich zwar nicht an sie auszuliefern, denn Mahmud steht nicht unter der Botmäßigkeit von Dschema Saridsch, aber es würde zwischen uns und ihnen wahrscheinlich ein verderblicher Zwist entstehen, wenn sie wüßten, daß ich dich beschütze. Meine eigenen Leute würden es ebenso wenig verstehen und mich für einen Franzosenfreund halten. Bleibe also verborgen, bis sie das Dorf verlassen haben."

Später erzählte er ihr auch noch, daß zwei andere Flüchtlinge durch den Ort gekommen seien, ein Marrabut und ein Krieger, und daß man erfahren habe, der eine sei ein Franzose, welcher in Dschema Saridsch unerhörten Verrath begangen habe; die Dorfbewohner seien ihnen auf die erhaltene Kunde nachgeeilt, hätten sie aber nicht mehr eingeholt.

„Tizi und Random," antwortete Abdela. „Wäre ich jetzt bei ihnen, so hätte ich wenigstens einigen Schutz."

Nicht lange nachher nahten sich Leute dem Hause des Amin; es waren der Marrabut Mansur und die Krieger. Abdela konnte durch die Spalten der Thüre

ihre entflammten Gesichter erkennen. „Sebued,“ sprach Mansur, „es muß dir an der Freundschaft unseres Dorfes liegen, denn unsere Kräfte sind größer, als die eurigen und wir können euch großen Schaden zufügen, wenn wir in Feindschaft leben. Du mußt es billig finden, wenn ich sage: „Sobald sich das Mädchen oder einer von den beiden andern Flüchtlingen in den Markungen deines Dorfes sehen läßt, so ergreife sie und führe sie nach Dschema Saridsch.“

„Wählet erst einen neuen Amin,“ gab Sebued zur Antwort; „wenn es geschehen ist, bin ich bereit, euch alle Freundschaftsdienste zu leisten, aber ich kann nur mit dem Amin, nicht mit dem Marrabut verhandeln.“

Mansur war, wie wir bereits gesehen haben, ein gewaltthätiger Mann und er wäre vielleicht zu Thätlichkeiten übergegangen, aber da in Dschema Saridsch sich augenblicklich kein Amin befand, so wäre es doch ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen, die beiden Dörfer miteinander in Krieg zu verwickeln. Er beschränkte sich deßhalb darauf, ihm zu drohen, daß der neu zu wählende Amin seine Unfreundlichkeit gegen den Obersten der Marrabuts sicher bestrafen werde.

Sebued aber ließ sich durch diese Drohungen nicht einschüchtern und bedeutete ihm, daß in Mahmud kein Auswärtiger etwas zu sagen habe; wolle Dschema Saridsch den Krieg, so seien sie bereit, denselben auszufechten und er hoffe, daß ihre Waffen nicht den Kürzern ziehen würden.

Mansur entfernte sich murrend mit seinen Leuten und Abdela kam aus ihrem Versteck hervor.

„Du kannst hier nicht bleiben," sagte er zu dem Mädchen. „Sobald dich einer erkennt, bist du deines Lebens nicht sicher, denn du bist nicht im Stande, Jedem den wahren Sachverhalt auszulegen, und wenn du es könntest, so würden sie dir nicht glauben."

„O, die Verblendeten," antwortete Abdela, „sie verkennen ihre besten Freunde. Wenn ich bleibe, droht mir Gefahr und wenn ich gehe, nicht minder. Was soll ich also thun?"

„Ich will dir einen Vorschlag machen," gab Sebued zur Antwort. „Unser Einige sind im Begriffe, nach dem Markte der Beni Menguellet zu ziehen. Schließe dich uns an und du wirst ein sicheres Geleit haben!"

Abdela ging mit Freuden auf den Vorschlag ein. Nachdem sie Speise und Trank zu sich genommen hatte, versammelten sich vor Sebued's Hause die Leute, welche mitziehen wollten und jeder brachte ein oder zwei Maulthiere mit. Die Reisenden waren sämmtlich Sebued's Freunde und es fiel ihm nicht schwer, ihnen Abdela's traurige Verhältnisse auseinander zu setzen. Sie glaubten ihm nicht allein, sondern erklärten sich auch bereit, sie mit Gut und Blut zu vertheidigen, wenn sie von Jemanden angegriffen würde.

Die Karavane bestand aus Männern, Weibern und Kindern und sie führten eine Heerde von Schafen und Rindvieh mit sich, welche sie auf dem Markte verkaufen wollten. Sobald sie alle versammelt waren, schwangen sie sich auf die Maulthiere; auch Abdela erhielt eines, denn der abwärts gehende Weg, welcher vor

ihnen lag, ging so steil nieder, daß man weder zu Fuße, noch zu Pferde vorankommen konnte.

Nur mit großer Mühe war die Heerde vorwärts zu bringen; alle Augenblicke entstand eine Verwickelung und die Männer mußten ihre ganze Vorsicht gebrauchen, daß kein Thier in den Abgrund stürzte. Nach einem langen und anstrengenden Marsche lag das Dorf Taka vor ihnen. Die Gegend war so reizend, daß die Augen der Kabylen mit Vergnügen auf derselben weilten. Sebued ließ die Karavane anhalten und sprach: „Ihr wißt, daß in Taka alle unruhigen Köpfe zusammenlaufen und daß die kriegerischen Einwohner ihre Nachbarn überfallen und plündern, so oft sie gute Beute zu machen glauben. Wenn sie uns gewahren, werden sie auch über uns herfallen, um unsere Heerde zu rauben, und wir sind zu schwach, ihnen zu widerstehen. Seien wir daher klug und wählen versteckte Seitenpfade, auf denen sie uns nicht bemerken können. Halte aber nichts destoweniger Jeder die Waffen bereit."

Die Männer griffen zu ihren Pistolen und die Weiber flüchteten sich ängstlich unter ihren Schutz, denn sie wußten, daß bei einem Angriffe Niemand geschont wurde, selbst nicht einmal die wehrlosen Kinder. Sebued setzte sich an die Spitze des Zuges und führte sie auf fast unwegsamen Pfaden die Abhänge hinab gegen Kuku. Es gelang ihnen auch, von den Takanern nicht gesehen zu werden.

In Kuku kamen sie gerade während der Erndte an, und da dieselbe reich ausgefallen war, so wurden sie mit großer Gastlichkeit aufgenommen und reichlich

bewirthet. Als die Sonne ihre Kraft ein wenig verloren hatte, brachen sie wieder auf und gelangten nach einer mühseligen Reise an das Ufer des Uëd Dschemaa, auf dessen anderer Seite der Markt abgehalten wurde.

Hier wimmelte es bereits von Karavanen; zu Hunderten lagerten die Menschen am Ufer und erquickten sich an Speise und Trank. Rechts und links ragten hohe, schwach bewaldete Gebirge empor, an deren Spitzen Wolken schwebten, welche sich aus dem von der Sonne aufgesogenen Flußwasser gebildet hatten. Oberhalb des Lagerplatzes befand sich zwischen zwei vorspringenden Hügeln eine kunstlose Brücke, welche inmitten des Wassers von zwei starken Bäumen gestützt wurde; aber sie konnte von den Karavanen nicht benutzt werden, weil sie für das Vieh unpassirbar war.

Ein wahrhaft malerisches Bild bot sich dem Auge, als Sebued, dem sie alle den Vorrang einräumten, sich jetzt an die Spitze stellte und den Fluß zu durchwaten begann. Er nahm Abdela's Maulthier am Zügel und stieg ins Wasser. Vorauf schwamm sein Hund, sein ältester Knabe hing sich an den Schurz und den jüngsten trug er auf dem Nacken. Männer mit Speeren folgten und ihnen schlossen sich eine Menge von reitenden Frauen und Kindern an, dazwischen mit langen Stangen regiert und geleitet, schritten Schafe, Kühe und Ochsen, welche ihre durstigen Kehlen an dem kühlen Wasser labten.

Fast alle Frauen trugen ihre Säuglinge an der Brust und hatten noch einen Bündel mit Lebensmitteln

auf dem Rücken. Das lange Gewand mit dem zusammenhaltenden Gürtel stand ihnen ganz vortrefflich und die Kopfbedeckung, ähnlich einer preußischen Grenadiermütze mit Cocarde, unter welcher eine reiche, krause Lockenfülle hervorquoll, gab ihnen ein etwas keckes Aussehen. Die langen Ohrgehänge und die dunkeln Augen erhöhten diesen Eindruck noch.

Endlich waren sie alle hinüber und wanderten durch eine enge Bergschlucht. Hier fiel eine Kuh aus Mattigkeit zusammen und war trotz aller Mühe nicht mehr auf die Beine zu bringen, so daß man sie liegen lassen mußte. Die Menschen hatten sich kaum entfernt, als die Geier zu Dutzenden von den Gebirgen herabschwebten und sich über die Beute hermachten. Große Stücke von der sterbenden Kuh abreißend flogen sie wieder in ihre Schlupfwinkel hinauf und in kurzer Zeit war nichts mehr übrig.

Die Karavane erreichte unterdessen den Markt, wo ein solches Gewimmel von Menschen zu sehen war, daß man sich in eine große europäische Stadt versetzt glaubte. Alles, was die Industrie der Kabylen hervorbringt, war hier anzutreffen. Die Juden boten Bijouterie-Waaren aus Algier und Massen von Baumwollenstoffen feil, aus welch letztern die Kabylen ihre Hemden verfertigen.

Auf einem großen Platze lagen Haufen von Getreide aufgeschüttet, welche aus der Ebene des Uëd Schel hierhergebracht worden waren und welche die Eigenthümer gegen Feigen und Oel vertauschten. An Oel fehlt es nämlich hier gar nicht, denn die ganze Hoch-

ebene, auf welcher der Markt abgehalten wird, war rings von Wäldern des Oelbaumes umgeben.

Der Stamm der Beni Janni verfertigt Waffen und Metallgegenstände, welche er in reicher Auswahl auf den Markt bringt. Der Absatz ist ein starker, weil alle Kabylenstämme sehr kriegerisch sind.

An andern Stellen sah man Töpferwaaren in großer Menge und von eigenthümlicher Form. An Zelten hingen Burnus und Haiks in verschiedenen Farben. Weiterhin dehnte sich ein großer Viehmarkt aus und zahlreiche Kabylenfrauen hielten Butter, Honig, Eier, Früchte, Geflügel und Gewürze feil. Mit einem Worte, der Markt sorgte für alle Bedürfnisse, und wenn man die braunen, halbnackten Gestalten und die Seltsamkeit der käuflichen Gegenstände in Abzug bringt, so ging es auf dem Markte der Beni-Menguellet nicht viel anders zu, als bei uns. Eines war aber doch ganz verschieden, nämlich der Fleischhandel. Da den Kabylen der Fleischgenuß ein großes Bedürfniß ist, so werden auf dem Markte bedeutende Massen davon abgesetzt.

Jeder Fleischhändler hat einen starken Neger bei sich, welcher das Schlachten besorgt. Mit großer Gewandtheit tödtet er Ochsen, Kühe und Schafe und zerhackt sie in kleine Stücke. Ein Knabe, den er als Gehülfen bei sich hat, wäscht die Fleischstücke. Um ihn her stehen gewaltige Kalabesse (Kürbisse), welche mit frischem Wasser angefüllt sind. Wenn er die Stücke in denselben gereinigt hat, legt er sie zum Verkaufe auf große Blätter und er weiß es so ziemlich einzurichten, daß sie den Appetit der Vorübergehenden reizen.

Die Käufer spießen das Fleisch an einen zugespitzten Baumzweig und tragen es so auf dem Rücken davon.

Der Schlächter wirft die Eingeweide und den übrigen Abfall auf den Boden, aber er weiß schon, daß er da nicht lange liegen bleibt, denn sobald er fertig ist, kommen die Geier herbei und stürzen sich darüber. Sie kennen die Markttage so genau, daß sie schon am frühen Morgen aus den Gebirgen herbeieilen und sich auf die Bäume niedersetzen, bis etwas für sie abfällt. Sie theilen sich mit den Hunden in die leicht erworbene Beute.

Am Abende finden sich auch die Schakals und die Hyänen ein, um den von den Hunden und Geiern übrig gelassenen Rest zu verzehren.

Abdela stellte unter den Anwesenden vorsichtige Erkundigungen nach Random und Tizi an und sie erfuhr von einem Neger, daß zwei Männer, worauf diese Beschreibung passe, nach Süden gezogen seien, weil man sie überall mit dem Tode bedroht habe.

„Wenn du wartest, bis der Markt vorüber ist, sagte er, so kannst du mit mir gehen, denn ich habe ihnen einen Ort angegeben, wo sie sich verbergen können. Dort haßt man die Franken nicht und ich bin sicher, daß sie gastfreundschaftlich aufgenommen worden sind."

Sechstes Kapitel.

Die Oase El Kantara und Biskra.

Als Tizi und Random das Dorf Dschema Saridsch verließen, hatten sie geglaubt, geraden Weges nach

Fort Napoleon fliehen zu können; aber die ihnen zugeschriebene böse Absicht hatte sich wie ein Lauffeuer von Ort zu Ort verbreitet und wo sie sich sehen ließen, waren sie ihres Lebens nicht sicher. Durch diesen widrigen Umstand wurden sie von ihrer Bahn abgedrängt und in eine ganz andere Richtung nach Süden verschlagen.

Am Rande der Sahara von Algerien angekommen, begegnete ihnen der Neger, von dem wir im vorigen Kapitel gesprochen. Er rieth ihnen, vor der Hand nicht wieder nach Norden zu ziehen, da durch die verschiedenen Märkte, die jetzt abgehalten wurden, ganz Kabylien in Bewegung sei und von allen Orten Bewohner kreuz und quer durch das Land zögen.

„Reitet in die Sahara hinein, bis die Leute wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt sind," sagte er. „Später ist die Gefahr vorüber und vielleicht lassen sich die kriegerischen Tuaars bewegen, euch heimzugeleiten."

Durch diese Zureden bewogen, zogen sie südwärts durch das Thal des Flusses Kantara, welches sich mehr und mehr erbreitete, bis der Fluß eine plötzliche Biegung machte und das Gebirge das Thal zu verschließen schien, indem es wie eine senkrecht herabfallende Riesenmauer sich vor ihren Blicken aufthürmte.

Der Kantara-Fluß hatte sich hier im Laufe der Jahrtausende eine enge Spalte durch die starren Felsmassen gebrochen, durch welche er niederrauschte. Die beiden Ufer waren durch eine schmale, sehr hohe Brücke verbunden. Sie heißt El Kantara und ist ein stattliches und berühmtes, aus behauenen Steinen auf-

geführtes Römerwerk. Trotz der Länge der Zeit ist sie noch ganz wohl erhalten, und giebt noch heute Zeugniß davon, was jenes untergegangene Volk vermochte.

Random, mit stillem Sinnen an jene weit zurückliegenden Zeiten denkend, wo von Italien aus die ganze damals bekannte Welt regiert wurde, hielt sein Thier an und machte dem Marrabut eine Beschreibung ihrer Züge und Schlachten.

Tizi kannte nur seine heiligen Bücher; von den übrigen Wissenschaften hatte er keinen Begriff und deßwegen war ihm Alles neu, was sein Begleiter sagte. Er hatte allerdings oft genug gehört, daß seit undenklichen Zeiten in seinem Vaterland der eine Eroberer auf den andern gefolgt war, aber eine genauere Einsicht in die Geschichte ging ihm ab, und man würde schwerlich einen Marrabut in ganz Kabylien gefunden haben, der besser unterrichtet war, als er.

Auf der Mitte der Brücke angekommen, konnten sie einen Blick auf die Oase El Kantara thun, die wegen ihrer vielen und fruchtreichen Dattelbäume bekannt und berühmt ist. Ueber derselben wölbte sich ein wolkenloser blauer Himmel und die scharfe Beleuchtung derselben stand zu der dunklen Farbe der Berge in grellem Gegensatze.

„Dort hin müssen wir,“ rief Random. „Das ist ja ein Stück Himmel auf Erden!“

„Es ist wirklich so,“ entgegnete Tizi, „und ich glaube auch, daß wir wohl aufgenommen werden, denn ich kenne den Scheich der Oase. Nur darf er nicht wissen, daß ich meinem Marrabut entflohen bin, denn

er würde mir auf jeden Fall die Schuld aufbürden."

Die Brücke ist die Eingangspforte in die Sahara; es gibt in dieser Gegend keinen andern Weg. Straße und Brücke sind deßhalb auch zu allen Zeiten und von allen Völkern in gutem Zustande erhalten worden. Auf dem engen Felspfade, den sie jetzt hinaufritten, gewahrten sie, in den Stein hineingehauen, die uralte Wasserleitung, welche die Römer erbaut haben und die von den Arabern sorgfältig gepflegt wird, denn nichts ist in jenen Gegenden werthvoller und köstlicher als Wasser. Deßhalb kann auch der Kantara als der Segenbringer betrachtet werden, welcher der Wüste Kühlung und Fruchtbarkeit verleiht.

Random's entzückte Augen fielen bald auf die gigantisch übereinandergethürmten dunkeln Felsmassen, bald auf die Oase, welche hier von einem Vorsprunge verborgen wurde, dort wieder in vollem Glanze vor ihnen lag.

Nicht lange, so hatten sie dieselbe erreicht. Sie war rings um von einer mannshohen Mauer umgeben, auf der sich von Entfernung zu Entfernung Thürme mit Schießscharten befanden.

Random zuckte bedenklich die Achseln und sprach: „Da werden wir schwerlich Zutritt erlangen, denn ich sehe, alle Thore sind geschlossen und in den Thürmen befinden sich bewaffnete Männer, welche nicht die besten Absichten zu haben scheinen."

„Diese Söhne der Wüste," antwortete Tizi, „müssen vor den Arabern auf der Hut sein und fast immer Wache auf den Mauern stehen, aber sie werden uns

nicht vorüberziehen lassen, sondern uns gastlich empfangen. Warte hier, bis ich dich rufe!"

Der Marrabut ritt gegen eines der Thore vor, während Random die über die Mauer ragenden Dattelbäume betrachtete. Tizi stieß mit seiner Lanze gegen das Thor und rief mit lauter Stimme: „Wächter von Kantara, ich wünsche mit Scheich Ulaed zu sprechen."

„Wer bist du?" fragte ein Bewaffneter, welcher über dem Thore erschien.

„Tizi, der Marrabut. Der Scheich weiß, daß ich in Liebe und Freundschaft komme.

Der Bewaffnete verschwand von der Mauer; bald nachher öffnete sich das Thor und ein stattlicher Mann mit weißem Burnus angethan, erschien in demselben. Er wurde des Marrabuts kaum ansichtig, als er ihm die Arme entgegenbreitete und ihn einlud, in die Oase einzutreten.

„Ulaed," sprach Tizi, „sieh jenen Mann; er ist ein Franzose, aber ohne Falsch und Bosheit, die man sonst seinen Landsleuten nachsagt. In Dschema Saridsch hat er der Tochter des Amin das Leben gerettet; zum Danke dafür stellten ihm die Einwohner nach dem Leben und er mußte fliehen. Auf deine Großmuth vertrauend kommt er nach Kantara und bittet dich um Schutz und Gastfreundschaft bis die Gefahr vorüber ist."

Der Scheich lächelte und sprach: „Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann von den tapfern Fremden noch einmal hülfesuchend an meine Pforte klopfen würde, aber ich segne den Augenblick, denn schon lange denke ich daran, mit den Franzosen Handelsverbind-

ungen anzuknüpfen, weil es zu ihrem und zu meinem Vortheile ist."

Dann ging er auf Random zu und sprach: „Sohn der kalten Zone, sei willkommen in El Kantara. Du sollst in meinem Hause Wohnung haben und wie ein lieber Gast gepflegt werden."

Random stieg vom Pferde, reichte ihm die Hand und sprach: „Mein Freund Tizi hat mir bereits von deinen Tugenden erzählt und mir gesagt, daß von den Scheichs der Wüste keiner dir gleich komme in Tapferkeit und Gastlichkeit. Ich sehe, daß er dich noch nicht genug erhoben hat. Sei meines Dankes sicher. Jetzt bin ich ein Flüchtling, der deine Wohlthaten nicht zu erwidern im Stande ist; aber vielleicht kommt später eine Zeit, wo der Franzose Random deine Güte und deinen Edelmuth belohnen kann."

Sie waren unterdessen durch das Thor gegangen, welches sogleich wieder hinter ihnen geschlossen wurde. Die Einwohner der Oase liefen neugierig zusammen, denn die meisten hatten noch keine Franzosen gesehen und stellten sich dieselben als Würger und Menschenfresser vor. Als sie aber bemerkten, daß Random sich nur in der Farbe der Haut von ihnen unterschied, da meinten sie, das sei ja ein Mensch wie ein anderer und wenn es darauf ankäme, sich mit ihm zu schlagen, so wollten sie den Kampf wohl aufnehmen.

Die Neugierde der Bewohner von El Kantara war schon zu verzeihen, denn sie führten ein so abgeschlossenes Leben und kamen so selten mit Menschen zusammen, daß schon die geringste Verschiedenheit in der Kleidung ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Wie viel mehr mußte nun ein Mensch von anderer Hautfarbe und einem ganz verschiedenen Gesichtsausdrucke ihre Neugierde reizen? Es bedurfte übrigens nur eines Winkes ihres Scheichs, so zogen sie sich ganz bescheiden zurück und hielten sich in ehrerbietiger Entfernung.

Ulaed führte seine beiden Gäste zu seiner Wohnung, wo sie mit allen Ehren, welche in El Kantara für solche ungewöhnlichen Ereignisse hergebracht sind, empfangen wurden.

Einem Europäer mag die Bauart in jenen heißen Himmelsstrichen sonderbar vorkommen, aber sie ist jedenfalls zweckmäßig und sowohl die Kabylen als auch die Araber ziehen bei der Errichtung ihrer Häuser die Bedürfnisse ihres Landes sorgfältig zu Rathe. Die Straßen von El Kantara waren enge und überdeckt und die Häuser hatten nach Vorne keine Fensteröffnungen. Schön sah das nicht aus, aber es war zweckmäßig, denn dadurch erreichten sie im Innern der Häuser Schutz gegen die drückende Hitze. Die Europäer, welche sich nach und nach in den algerischen Städten angesiedelt haben, fangen an, verständig genug zu werden, um die landesübliche Bauart in verschönertem Style nachzuahmen.

Der Scheich setzte seinen Gästen frisch gepflückte Datteln und was sonst die Oase bot, vor und da er ein Mann war, der immer direct auf's Ziel losging, so begann er sogleich mit Random zu überlegen, ob es nicht möglich sei, mit den Franzosen Handelsverbindungen anzuknüpfen und den Vertrag so einzurichten, daß die Karavanen von El Kantara un-

belästigt nach Algier, Oran und Constantine ziehen könnten.

Random ging mit Freuden auf den Plan ein, meinte aber, seine Landsleute würden nur dann geneigt sein, den Vertrag zu schließen, wenn sie auch mit den südlicher wohnenden Stämmen frei verkehren dürften.

Ulaed ließ sich diese Erweiterung gefallen und erklärte sich sogar bereit, ihn zu den befreundeten Stämmen zu begleiten. Den Tag über führte er ihn durch die Oase und machte ihn mit allen Merkwürdigkeiten derselben bekannt; am Abende aber lud er ihn ein, mit ihm in ein Kaffeehaus zu treten, da er eine besondere Ueberraschung für ihn vorbereitet habe.

Das Kaffeehaus hatte natürlich nichts von der Eleganz, womit diese Anstalten in den großen europäischen Städten ausgestattet sind. Es war ein dunkler und niedriger Raum, der in allen seinen Theilen daran erinnerte, daß die Bewohner von El Kantara außerhalb des Verkehrs und der Civilisation lagen. Die Beleuchtung wurde durch einige flackernde Lampen hergestellt, welche den Raum ganz verqualmten und mit einem übeln ranzigen Cocosnuß-Oelgeruche erfüllten. An den Wänden liefen Bänke aus rohbehauenen Steinen hin, welche mit Matten bedeckt waren. Auf diesen saßen die Kantarer mit untergeschlagenen Beinen und schlürften ihren Kaffee. Beim Eintritte des Scheichs und seiner Gäste erhoben sie den Kopf ein wenig, hielten sich aber sonst in ihrer hockenden Stellung und schlürften ihren Kaffee gemächlich weiter. Diese Söhne der Wüste gehorchen allerdings ihrem Scheich auf das pünktlichste, wenn es sich um dienstliche

Dinge handelt. Im bürgerlichen Leben aber machen sie zwischen ihm und andern Leuten keinen Unterschied.

Ulaed ließ sich in der Mitte des Steindivans, wo sich noch ein offener Platz fand, nieder und lud seine Begleiter ein, sich rechts und links neben ihm zu setzen. Der Kapitain, welcher sich seinem gastlichen Freunde gegenüber gerne artig zeigen wollte, versuchte es ebenfalls, die Beine unter sich zu schlagen, aber sie waren zu solchen Manövern zu steif und er kam nicht damit zu Stande.

Der Scheich lächelte und sprach: „Thue nach der Sitte deines Landes und wie es dir bequem ist."

Die Gäste rauchten Tabak aus den landesüblichen Pfeifen und qualmten den niedrigen Raum so voll, daß man kaum noch die schwarz angeräucherte Decke sehen konnte.

Es fehlte übrigens in dieser Kaffeestube auch nicht an einem Orchester; es bestand freilich nur aus einem Flötenbläser und einem Paukenschläger und seine Leistungen fanden bei dem verwöhnten Ohr des Franzosen eben keine besondere Gnade, aber die Eingebornen, die nichts Besseres an die Stelle setzen konnten und selten das Vergnügen hatten, eine andere Musik zu hören, waren sehr befriedigt und lauschten dem Gequick und Gehämmer mit unverkennbarem Entzücken.

Nicht lange nach dem Eintritte des Scheich und seiner beiden Gastfreunde traten drei Mädchen von hohem Wuchse und olivenbrauner Hautfarbe ein. Die glänzend schwarzen Augen, die blendend weißen Zähne

und der sonderbare Anzug machten sie zu ganz fremdartigen Erscheinungen. Ihr karmoisinrothes Gewand wurde auf der Schulter mit einer Spange und um die Taille von einem Gürtel zusammengehalten. So schmuck ihnen das auch anstand, so wurde der Anzug doch beeinträchtigt von der Menge der Zierrathen, welche sie an ihrem Körper angebracht hatten. Glasperlen und kleine Spiegel spielten eine Hauptrolle. Am Gürtel hing ein mohamedanischer Rosenkranz; das Haar, mit Korallen und rothen Wollbändern geziert, war mit einem großen Kamme aufgesteckt; ein Diadem zierte die Stirne und in den Ohren hingen große Silberringe, welche mit jeder Bewegung hin und herbaumelten. Um den Hals waren Korallen- und Perlenschnüre gewunden und Arme und Beine mit silbernen Ringen und Spangen geschmückt. Denken wir uns dazu noch einen weißen oder rosenfarbenen Schleier, welcher vom Hinterhaupte über den Rücken wehte, so haben wir das Bild einer Tänzerin der Wüste fertig.

Der Scheich gab ihnen ein Zeichen; sie erhoben sich von der Bank, auf welcher sie Platz genommen hatten und traten in die Mitte des Raumes. Sie begannen zu tanzen, aber man darf sich unter diesem Tanzen durchaus nicht jene wilden Wühlereien vorstellen, wie sie auf unsern europäischen Tanzböden in der Mode sind; es war vielmehr nur ein anmuthiges Bewegen des Körpers und der Hände und Füße, ich möchte sagen ein Sprechen nicht mit dem Munde, sondern mit den Gliedmaßen.

Der Kapitain Random fand dieses Tanzen weder

schön, noch unterhaltend, aber die Kantarer waren in hohem Maße entzückt und man sah an ihren lebhaften Mienen, daß sie die Gleichgültigkeit des Fremden nicht begriffen.

Der Scheich erhob sich und drückte den Tänzerinnen zur Belohnung einige Goldstücke auf die Stirne und die Wangen; auch andere Gäste folgten seinem Beispiele und der sonderbaren Sitte, welche in jenem Theile Afrika's Mode ist. Die Tänzerinnen schüttelten die goldenen Pflästerchen ab, fingen sie mit den Händen auf und steckten sie lächelnd in die Tasche. Damit war die Vorstellung zu Ende und die Mädchen entfernten sich wieder.

Auch der Scheich brach mit seinen Gästen auf, denn sie hatten die Verabredung getroffen, während der Nacht eine Reise nach Biskra zu unternehmen, um die dortigen Stämme für die angebahnten Handelsverbindungen zu gewinnen. Die Hitze ist während des Tages so furchtbar, daß besonders der Fremde wohl thut, die etwas kühleren Nächte zum Reisen zu benutzen.

Die Pferde standen schon vor dem Kaffeehause bereit und waren mit allem Nöthigen für die Reise versehen. Sie schwangen sich in die Sättel und trabten zum Thore hinaus. Die Nacht war draußen in der freien Wüste, wo kein Baum, kein Strauch und keine Mauer den Ausblick behinderten, fast taghell. Der weiße Flugsand trug wohl nicht wenig dazu bei, diese Helle zu verstärken; übrigens war der reine Himmel mit unzähligen Gestirnen besetzt, und diese haben in den südlichen Regionen des Erdballs einen

ganz andern Glanz, als in unserm kalten Norden, wo der Himmel fast immer mit Wolken und Dünsten überzogen ist.

Ulaed benutzte die Zeit, von Random zu erfahren, welche Artikel sich besonders für die Ausfuhr nach Frankreich eigneten und unterrichtete sich gleichzeitig über die Sitten und Gewohnheiten eines Volkes, welches er schon wegen seiner bekannten Tapferkeit sehr hoch schätzte.

Nach einem zweistündigen Ritte hielt der Scheich sein Roß an, zeigte in die Ferne und sprach: „Dort liegt ein Negerdorf. Wir wollen stille an demselben vorüberreiten, denn es ereignet sich nicht selten, daß diese schwarzen Menschen eine Ursache suchen, um die Vorüberziehenden zu brandschatzen."

Der Kapitain gewahrte in einiger Entfernung eine kleine Oase, welche schon von Weitem durch eine Gruppe von hochragenden Dattelbäumen kenntlich war. Je näher sie kamen, desto deutlicher sahen sie die Hütten der Neger, welche sich durch ihre Kunstlosigkeit auszeichneten. Es waren runde, nach oben immer spitzer zulaufende Hütten aus Dattelzweigen, an denen man nicht eine Spur von Geschmack und Schönheitssinn entdeckte; vielmehr hingen die Zweige so unordentlich durcheinander, daß sie das Auge beleidigten und ein Zeugniß ablegten, auf welch' tiefer Culturstufe diese Neger standen.

Zwischen den Palmen dämmerte jetzt ein heller Schimmer auf. Da sprach der Scheich: „Die Neger feiern ein Fest; wir haben jetzt nichts von ihnen zu fürchten und können die Waffen ruhen lassen."

Sie setzten von Neuem einen Trab an und gelangten schon nach wenigen Minuten zu den Hütten, vor deren kunstlosen Eingängen Fackeln in den Sand gepflanzt waren.

Männer, Weiber und Kinder saßen mit untergeschlagenen Beinen umher, sangen eine eintönige Melodie, rauchten und tranken. Der Häuptling erhob sich sofort, kam auf Ulaed zu und lud ihn ein, sich an ihrer Freude zu betheiligen. Zwischen einigen lagernden Eseln eine Gruppe von Kindern auftreibend wies er ihnen dort einen Platz an und schleppte eine mit algerischem Wein angefüllte Kalabasse herbei, die er vor ihnen in den Sand stellte. Mit einer Muschel das Getränk in einen Cocosbecher schöpfend präsentirte er ihnen denselben und bat sie, auf das Wohl der Eingebornen zu trinken.

Die Kinder kamen neugierig herbei, sie zu betrachten. Obschon sie nicht zum erstenmale einen weißen Mann sahen, so blieb doch der Kapitain der Gegenstand ihrer Beobachtung und Unterhaltung, so lange sie in der Nähe bleiben durften. Der Scheich dankte dem Häuptlinge für seine freundliche Aufnahme, lud ihn nach El Kantara ein und schwang sich mit seinen Reisegefährten wieder in den Sattel.

Die ganze Nacht hindurch ritten sie ohne Aufenthalt weiter und machten zuweilen eine kleine Pause zur Erholung der Pferde. Gegen Mittag lag die Stadt Biskra vor ihnen. Sie ist in einer Oase erbaut, welche über hunderttausend Dattelbäume zählt. Die Zucht dieses Baumes steht hier in der besten Blüthe; er kann übrigens nur da gedeihen, wo das

Klima neben der glühendsten Sonnenhitze nicht arm an Wasser ist; die Araber pflegen zu sagen, sein Fuß müsse sich im Wasser baden, während sein Haupt in der Sonne stehe.

Biskra hat eine so heiße Temperatur, daß Wachskerzen im Schatten auseinanderfließen; in der Mittagsstunde wagt sich kein Eingeborner in's Freie, sondern hält sich im Schatten seines zweckmäßig gebauten Hauses; selbst Thiere fürchten sich vor dieser furchtbaren Hitze. Man sieht also ein, wie leicht den Europäern dieses glühende Klima gefährlich werden und ihre Gesundheit zerstören kann.

Trotz der übermäßigen Hitze ist die Oase von Biskra stark bevölkert und sie zählt in ihrem Umkreise nicht weniger als sieben Dörfer. In der Nähe dieser Dörfer lagern sich sehr häufig wandernde Araber oder Tuareks und man hat die schönste Gelegenheit, ihre Sitten und Gebräuche zu beobachten.

Die Bauart von Biskra unterschied sich insofern von den übrigen arabischen, daß man nie an einzelnen Häusern zur Verschönerung noch schattenspende Bogengänge angebracht hatte. Uebrigens waren sie alle nach der Straße zu fensterlos und hatten flache Dächer, auf denen man an weniger heißen Tagen oder in den kühleren Nächten eine angenehme Aussicht auf die Dörfer und die Palmengruppen hat.

In dieser Gegend besteht der sonderbare Gebrauch, daß die Reisenden beim Eintritte in einen Ort ihre Gewehre lösen und durch diese Salve ihre Ankunft bekannt machen. Auch sie thaten es und wurden vom Scheich von Biskra sogleich bewillkommnet und in die Stadt geführt.

Der Ort, welcher seit jener Zeit durch die dort angesiedelten Europäer bedeutend verschönert und vergrößert worden und sogar einen Gasthof nach europäischem Muster, das Hotel du Sahara, erhalten hat, war damals noch unbedeutend und zeichnete sich hauptsächlich nur durch die Menge seiner Kaffeehäuser aus, wo Tanzen und Musik an der Tagesordnung sind. Das Volk von Biskra hat einen leichtsinnigen Charakter und ist immer zu Vergnügungen und Ausschweifungen bereit. In dieser Hinsicht stimmt es also mit den späteren Eroberern des Landes gut zusammen.

Die Franzosen sind jetzt nicht allein in Biskra, sondern auch noch weiter südlich in Tuggurt Herren des Landes, aber die Eingeborenen können sich noch so schlecht an Gehorsam gewöhnen, daß die geringste Kleinigkeit hinreicht, um sie zum Aufruhr und Kampfe aufzustacheln. Die Eroberer aber sind ihnen in Biskra durch die angelegten Festungswerke und die bessere Kriegsweise weit überlegen, und die Eingeborenen zahlen jeden Aufstand mit schweren Verlusten.

Der Wanderer, welcher heute jene Stadt besucht, wird ganz wunderbar angeheimelt, wenn er in dieser weit entlegenen Zone zwischen all den braunen baarfüßigen Gestalten mit den weiten Kleidern plötzlich auf europäische Wohnungen und weiße Gesichter stößt.

Wo die Datteln wachsen, das Kameel der Wüste im Sande lagert, der Neger des Sudan einzelne Niederlassungen inne hat, Araber und Kabylen ihre Häuser unter Palmen bauen, dort mit französischen Garköchen und Perückenmachern zusammenzutreffen, das gehört doch gewiß unter die seltsamen Dinge.

Nicht weniger seltsam und merkwürdig mag es sein, daß die Franzosen in jenem glühenden Himmelsstriche einen sogenannten Versuchsgarten angelegt haben, wo asiatische, europäische und afrikanische Gewächse in vollster Pracht gedeihen und der Wüste einen unbeschreiblichen Reiz verleihen.

Doch, wie bereits gesagt, damals war das Leben noch naturwüchsig, und man sah nichts Europäisches hier als etwa einen Reisenden, den die Wißbegier aus seiner Heimath in fremde Länder trieb.

Ulaed wanderte mit dem Kapitain bei den verschiedenen Dörfern umher und durch ihn gelang es, daß sie überall wohl aufgenommen wurden. In wenigen Tagen hatte eine ganze Reihe von Besprechungen stattgefunden, durch welche Random beauftragt wurde, mit der französischen Regierung Handelsverträge abzuschließen.

Hätten die Eingebornen damals eine Ahnung davon gehabt, wie bald diese Handelsverbindungen zu ihrer Unfreiheit führen sollten, so würden sie sich nicht so sehr beeilt haben, den Wünschen des Scheik Ulaed nachzukommen.

Frohen Herzens kehrten sie nach El Kantara zurück. Doch wurde dem Kapitain und dem Marrabut eine Ueberraschung zu Theil, an welche sie gar nicht gedacht hatten. Am Eingange des Dorfes kam ihnen Abdela entgegen. Als sie die beiden Freunde erblickte, stürzten Thränen aus ihren Augen und es dauerte lange, ehe sie so viel zu sich selbst kommen konnte, um ihr Unglück zu erzählen.

„Allah hat mich hart heimgesucht,“ sprach sie. „Der

Vater ist unter den Todten, ich selbst befinde mich auf der Flucht und bin von meinen Landsleuten verachtet und verflucht!"

Als Random den ganzen Hergang der Sache vernommen hatte, bemächtigte sich seiner der Zorn und er rief aus: „Bei Gott im Himmel, die Menschen, welche einen so edeln Mann erschlagen haben, verdienen es nicht besser, als daß das Schwert sie hinwegraffe! Sie haben dich eine Verrätherin genannt, weil du Menschlichkeit übtest, mich einen Spion, weil ich das Gleiche that, deinen Vater gemordet, weil er nicht ungastlich handeln wollte. Wahrhaftig, sie verdienen nicht länger zu leben. Wenn ich glücklich in meine Garnison zurückkehre, dann sollen sie den starken Arm der Franzosen fühlen!"

„Beim Propheten, Random," rief sie, „ich beschwöre dich, nichts zu thun, wodurch ihre Beschuldigungen einen Anschein von Wahrheit erhalten würden. Zudem, mein Freund, sind die Einwohner von Dschema Saridsch schon unglücklich genug; sie reiben sich einander durch die furchtbare Blutrache auf und ich sehe mit Schrecken, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Franzosen in das entvölkerte Dorf eindringen und es in Besitz nehmen werden. Wenn dir die Tochter des gemordeten Amin etwas gilt, so thue alles, was in deinen Kräften steht, um die Franzosen fern von meiner Heimath zu halten!"

Random schwieg; er mußte den Patriotismus eines Mädchens bewundern, dem alles genommen worden, was ihm auf der Erde lieb und theuer war und wel-

ches dennoch für diejenigen flehte, die sein namenloses Unglück verschuldeten.

Auch Ulaed war gerührt und bot ihr seine unbeschränkte Gastfreundschaft an; sie aber wies dieselbe von der Hand und entgegnete: „Ich gehöre zu meinem Stamme und muß dahin zurückkehren. Wenn sich die Leidenschaften abgekühlt haben, werde ich in Dschema Saridsch sicher sein."

Ulaed, dem daran lag, daß die Handelsverbindungen bald in's Werk gerichtet würden, erbot sich, sie mit seinen streitbaren Männern bis an das Fort Napoleon zu begleiten, von wo aus Abdela dann leicht in ihr Dorf gelangen könne. Sie reisten schon am folgenden Morgen ab.

Siebentes Kapitel.

Sarjui auf Fort Napoleon.

Wir müssen nun zusehen, wohin sich Sarjui begab, als sie während des nächtlichen Gefechtes aus Dschema Saridsch verschwand. Dieses Weib muß jedem wohldenkenden Menschen wie ein blutiges Räthsel erscheinen. Wir sehen, daß sie nicht auf Seiten einer Parthei stand, daß es ihr ganz gleichgültig war, wer im Kampfe fiel und daß sie zufrieden war, wenn nur Blut floß. Den Patriotismus, durch welchen sich die Kabylen auszeichnen, besaß sie ebenfalls nicht, denn wir werden finden, daß sie ihre eigenen Landsleute verrieth und sie um ihre Selbstständigkeit betrog.

Wie erklären wir dieses Räthsel?

Um dem Leser einen richtigen Begriff von ihrem Charakter zu geben, müßten wir weit in die Vergangenheit zurückgehen und eine Menge von Dingen berühren, welche mit unserer Geschichte nichts gemein haben. Da dieses aber viel zu weitläufig wäre, so beschränken wir uns auf einige Andeutungen.

Die Sarjui hatte von Kindheit auf einen blutdürstigen Charakter und sie fand ein besonderes Vergnügen darin, Thiere zu Tode zu quälen und sich an ihren Schmerzen zu freuen. Als sie größer wurde, wuchs diese verdammungswürdige Leidenschaft und übertrug sich von den Thieren auf ihre Mitmenschen. Dadurch zog sie sich den allgemeinen Haß zu und war nirgendwo gelitten. Ihre Mutter, welche das mißrathene Kind abgöttisch liebte, war schwach genug, sich ihrer überall anzunehmen und es kam dahin, daß sie im Zorn einem Mädchen das Messer in die Brust stieß. Der Vater des Mädchens erschlug sie.

Nun rief Sarjui die Blutrache an; da sie aber keinen männlichen Verwandten besaß, so fand sich Niemand, der das Rächeramt für sie übernehmen wollte. Ingrimmig wanderte sie nach Hause, schloß sich in ihrem Gemache ein und ließ den aufkeimenden Haß in sich groß werden. Drei Tage lang nahm sie weder Speise noch Trank zu sich, zerraufte ihre Haare, zerfleischte sich Arme und Brust und schäumte vor Wuth. Dann that sie einen Schwur, wie er vielleicht noch von keinem Menschen geschehen ist. „So lange ich mein Haupt auf den Schultern trage," gelobte sie sich, „will ich Rache üben an allen Einwohnern von

Dschema Saridsch, an Männern, Weibern und Kindern und diese Rache soll nicht ruhen, bis sie alle von der Erde vertilgt sind."

Als sie diesen gräßlichen Schwur geschworen hatte, verließ sie ihr Haus wieder, mengte sich unter die Leute und gab sich den Anschein, als ob sie vergessen habe, wie große Unbill ihr geschehen sei. Von dieser Zeit an aber nahm sie jede Gelegenheit wahr, die Kabylen zum Blutvergießen aufzustacheln, und ihr furchtbares Werk gelang ihr unter den heißblütigen Kabylen nur zu gut.

Als jetzt Igulfan und seine Anhänger gegen den Amin Kadra im Kampfe standen, glaubte sie mit Sicherheit voraussetzen zu dürfen, daß der Kapitain Random ermordet werde. Niemals konnte eine bessere Gelegenheit kommen, dem Dorfe die Franzosen auf den Hals zu hetzen und sie malte sich mit Entzücken aus, wie diese nicht einen Mann am Leben lassen würden.

In ihre Wohnung eilend, ergriff sie rasch einen Beutel mit Datteln, füllte eine Kalabasse mit Wasser und verließ das Dorf. Ihr Weg führte eine steile Höhe hinan und bot nicht geringe Schwierigkeiten selbst für einen rüstigeren Wanderer dar; aber Sarjui wurde von einer unauslöschlichen Rache getrieben, und das gab ihren Gliedern eine übermenschliche Kraft.

Zuweilen blieb sie stehen und schaute um sich. Das Knattern der Gewehre machte ihr Herz vor Freude hüpfen und der Flammenschein, welcher aus den brennenden Häusern drang, leuchtete ihr wie ein Freudenfeuer.

„Möge es nur brennen, bis Niemand mehr ein Obdach hat!“ flüsterte sie. „Wenn sie sich alle gemordet haben, dann wandere ich in die Wüste hinaus und suche bei den feindlichen Stämmen ein Unterkommen. Sie werden mich gerne aufnehmen, weil sie wissen, daß ich ihre Feinde haßte.“

Jetzt hatte sie die Höhe des Berges erreicht, warf noch einmal einen Blick in das Dorf hinab und eilte dann schnellen Schrittes abwärts. Am Fuße desselben mußte sie einen Augenblick ruhen, um sich an dem Wasser und den Datteln zu stärken; aber es dauerte nicht lange, so raffte sie sich wieder auf und eilte weiter.

Schon dämmerte der Morgen, als sie Fort Napoleon vor sich auf einem Hügel liegen sah. Noch war es nicht hell genug, um die einzelnen Festungswerke zu unterscheiden, aber die grauen Steinmauern hoben sich doch schon kenntlich vom Horizonte ab.

Ihr Athem flog und sie keuchte aus wunder Brust; langsam, um mit gesammelter Kraft oben anzukommen, schritt sie den Hügel hinan. Als sie die Spitze desselben erreichte, brach die Sonne hervor und beleuchtete die Zinnen der hochragenden Mauerwerke. In der Festung wurde Reveille geschlagen, der Trommelwirbel scholl weit über den Hügel hin. Sie stand stille und überlegte, ob es nicht besser sei, die Stunde abzuwarten, wo das Festungsthor aufgeschlossen werde, aber ihre Rachegelüste waren so groß, daß sie den kaum aufgetauchten Gedanken sofort wieder unterdrückte.

Entschlossen trat sie auf das Thor zu, wo zwei Zuaven mit geschultertem Gewehre auf- und abschritten.

S. 113.



Ausführ. Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, aus dem Lande der Kabylen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

„Steh!“ riefen diese ihr zu, und gehe nicht weiter!“

„Ihr heißt mich stehen bleiben,“ antwortete sie, „und doch muß ich mit dem Commandanten sprechen. Wenn ihr mich nicht eintreten laßt, so macht ihr euch seines Zornes schuldig, denn ich habe wichtige Dinge mit ihm zu reden.“

„Ihr Kabylen habt immer wichtige Dinge zu sprechen,“ sagte der eine von den beiden Zuaven verächtlich, „aber wenn man die Sache genau besieht, so kommt ihr nur, um auszukundschaften, was in der Festung vor sich geht. Warte bis das Thor geöffnet wird! Noch ist die Stunde nicht da!“

Sarjui kreuzte die Arme auf der Brust, um anzuzeigen, daß sie aus den redlichsten Absichten komme, aber sie antwortete nicht, sondern kauerte sich auf den Boden nieder. Da es noch eine geraume Zeit dauerte, bis das Thor geöffnet wurde, so hatte sie Muße genug, über ihr Verhalten und die Worte, welche sie gebrauchen wollte, nachzudenken.

Etwa eine Stunde später öffnete sich das kleine Thor und ein Kapitain mit einer Rotte Soldaten marschirte heraus, um in der Nähe des Forts Schießübungen anzustellen.

„Was thust du hier?“ fragte er Sarjui.

„Ich bin gekommen, um mit dem Commandanten zu sprechen,“ gab sie zur Antwort, „aber die Wachen haben mich nicht eingelassen.“

„Hatten auch keinen Befehl dazu und ich weiß nicht, ob ich wohl thue, wenn ich freundlicher gegen dich bin. Ihr Kabylen seid ein verschlagenes Volk, dem keinen Augenblick zu trauen ist. Ihr geht immer mit ver-

derblichen Plänen um und man muß alles Schlimme von euch denken."

„Wenn du mir den Eintritt verweigerst, gab sie trotzig zur Antwort, „so geschieht es auf deine eigene Faust und du magst die schwere Verantwortung tragen, die auf dir lasten wird. Ich sage dir nochmals, daß ich sehr wichtige Mittheilungen zu machen habe. Richte dich darnach."

Dem Offizier wurde es nun doch bedenklich, auf eigene Verantwortung zu handeln; er commandirte zwei Mann, die Kabylin durch das Thor und in die erste Kasematte zu führen. Die Zuaven nahmen sie in die Mitte; der Weg ging durch ein langes überwölbtes Thor, in dem es fast noch dunkel war. Sarjui befand sich zum erstenmale in dieser Festung, welche dazu bestimmt war, den Trotz der umwohnenden Kabylen zu brechen. Bei dem dumpfhallenden Tone der Tritte und dem geheimnißvollen Dunkel konnte sie sich eines Schauders nicht erwehren. Sie mußte unwillkührlich an die großen Kanonen der Franzosen denken und sie stellte sich schon mit bangem Geiste vor, wie sie vor die schwarze Mündung eines solchen Geschosses gebunden und weggeblasen werde.

Als sie aus dem Thore traten, schaute sie in eine Menge von Gemäuer hinein, von dessen Bestimmung sie keinen Begriff hatte; aber es wurde ihr noch unheimlicher zu Muthe, als sie die Berge von Kanonenkugeln und an den Mauern die langen Reihen von französischen Gewehren sah. Die Führer aber ließen ihr nicht lange Zeit zu Beobachtungen, sondern führten sie in eine leere Kasematte, deren Thüre sofort

hinter ihr geschlossen wurde, während die beiden Zuaven draußen blieben, um sie zu bewachen.

Der Raum, in dem sie sich befand, hatte keine Fenster, sondern nur enge Schießscharten, durch welche ein spärliches Licht hineinfiel. Sie trat an eine derselben und schaute hinaus, aber sofort wurde ihr bedeutet, daß sie zurückgehen müsse und sich diese Freiheit nicht noch einmal erlauben dürfe.

„Ueberbringet dem Commandanten meinen Wunsch, ihn zu sprechen," sagte sie; „ich habe ihm sehr wichtige Mittheilungen zu machen, welche keinen Aufschub erlauben."

Trotz dieser Dringlichkeit dauerte es fast eine Stunde, bis die Thüre geöffnet wurde. Es war kein Soldat, welcher eintrat, sondern die Frau eines Unteroffiziers. „Ich habe den Befehl, Sie zu durchsuchen," sprach diese. „Haben Sie die Gefälligkeit, Ihren Gürtel loszubinden."

„Der Commandant fürchtet also wohl, ich trage Waffen bei mir und habe die Absicht, ihn zu ermorden," sagte sie mit einem verächtlichen Kopfschütteln. „Wenn ich solche Absichten hätte, würde ich mich dann wohl in die Höhle des Löwen wagen? Suchet nur, ihr werdet nichts finden."

Es fanden sich wirklich keine Waffen bei ihr. Die Französin hieß sie sich wieder ankleiden und sprach: „Ich habe den Auftrag, Ihnen die Augen zu verbinden, denn keinem Fremden ist es erlaubt, mit unverbundenen Augen in Fort Napoleon zu verkehren."

„O diese thörichte Vorsicht," antwortete Sarjui

höhnisch; „fürchtet der Commandant etwa, daß ein Weib, welches noch niemals eine Festung gesehen hat, die schwachen Stellen derselben entdecken und an seine Landsleute verrathen werde?"

Nachdem ihr die Augen mit einem dicken Tuche verbunden waren, so daß sie keinen Strahl des Tageslichtes sehen konnte, nahm die Französin sie bei der Hand und geleitete sie zwischen einer Menge von Gassen hindurch und über Brücken und Treppen zum Commandanturgebäude. Es war eine bombenfeste Wohnung mit sehr dicken Mauern, die wohl im Stande waren, einer Kanonenkugel zu trotzen.

„Wer bist du?" fragte der Commandant.

„Lasse mir erst die Binde lösen und heiße diese Frau hinausgehen, denn meine Mittheilungen sind nur für dein Ohr und für Niemanden anders bestimmt," antwortete Sarjui.

Als es geschehen war, schaute sie sich in dem Gemache um, und als sie die ihren Augen ungewohnte Eleganz eines Pariser Salons sah, konnte sie nicht umhin, ihre Verwunderung auszudrücken. „Beim Propheten," sprach sie, „du bist von Dingen umgeben, deren Namen ich nicht einmal weiß. Hier strahlt ja Alles von Gold, Silber und Seide; aber ich wundere mich, daß die Männer, welche ein so weichliches Leben führen, dennoch mit den Waffen umzugehen wissen."

„Wer bist du und warum bist du hergekommen?" unterbrach sie der Commandant.

„Ich heiße Sarjui und komme aus dem Dorfe Dschema Saridsch?"

„So von dort? Ich habe mir sagen lassen, die

Einwohner dieses Dorfes besäßen einen glühenden Franzosenhaß; ist dem so?"

„Leider, Herr Commandant! Dieser Haß ist es eben, der mich herführt. Höre mir zu: Aus Fort Napoleon muß sich vor einiger Zeit ein Kapitain Random entfernt haben und er wird bis zur heutigen Stunde noch nicht zurückgekehrt sein. Ist es nicht so?"

„Freilich ist es so," antwortete der Commandant hastig; „aber sage mir, was du von Random weißt."

„Seinetwegen komme ich hieher. Random kam in die Nähe unseres Dorfes und wurde, während er an der Quelle seinen Durst löschte, von einem Panther angefallen. Er besiegte das Thier zwar, wurde aber auf den Tod verwundet und blieb an der Quelle liegen. So fand ich ihn und schleppte ihn in meine Hütte, wo ich seine Wunden pflegte und durch unermüdliche Sorge seine Genesung herbeiführte. Ich wußte wohl, daß ich die Anwesenheit des Gastes geheim halten mußte, denn wie du selbst sagst, sind die Einwohner von Dschema Saridsch von einem furchtbaren Hasse gegen die Franzosen erfüllt. Leider wurde es ruchbar, daß ich einen Landesfeind in meinem Hause beherbergte und nun begannen auch sogleich die blutigen Handlungen.

Der Amin Kadra und seine Tochter Abdela drangen in mein Haus und forderten den Franzosen, damit er vom Volke in Stücke gerissen werde. Natürlich verweigerte ich die Auslieferung, aber was vermochte ein schwaches Weib gegen den Amin und seinen zahllosen Anhang? Random zog den Degen, aber das Haus wurde von Bewaffneten umzingelt, Schüsse

krachten hinein und Säbel klirrten auf der Thüre. Ich entkam nur mit genauer Noth und lief hülfeschreiend durch das Dorf, weil ich dachte, es würde sich noch der Eine oder Andere finden, um sein Leben für meinen Schützling einzusetzen, aber ich hatte mich schmählich verrechnet. Wo ich mich blicken ließ, erhielt ich Faustschläge und Säbelhiebe. Alle schworen, der Franzose und jeder, der es mit ihm halte, müsse sterben.

Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als daß ich hierherlief und berichtete, was geschehen. Freilich wird es nun zu spät sein, dem Kapitain das Leben zu retten, aber da sie allen Franzosen den Tod geschworen haben, so wirst du doch noch zeitig genug kommen, um sie an der Verbindung mit ihren Nachbarn zu hindern. Ich sage dir, es ist Gefahr im Verzuge; wenn du nicht mit einer großen Macht aufbrichst, um sie niederzumachen, so wird in den nächsten Tagen ein Aufstand losbrechen, den du nicht mehr bewältigen kannst. Ziehe also hin, schieße das Dorf zusammen und mache Alles nieder, was dir in den Weg kommt, besonders aber den Amin und seine Tochter, die von Allen die Schuldigsten sind."

Der Commandant hörte nicht zum erstenmale eine solche Anzeige, durch welche Kabylen ihre Landsleute verkauften und verriethen, aber alle solche Angaben hatten sich hinterher als Manöver erwiesen, um die Franzosen in eine Falle zu locken. Diesmal schien es sich jedoch anders zu verhalten, denn Kapitain Random, welcher nur eine kleine Reise zur Kenntniß des Landes hatte machen wollen, war schon seit Wochen vergebens erwartet worden und der Gedanke lag gar

nicht fern, daß die verrätherischen Einwohner seinem Leben ein Ende gemacht hatten.

Dennoch wollte er nicht ohne die nöthige Vorsicht zu Werke gehen, und er überdachte schnell seinen Plan. „Weib," sprach er, „wenn du gekommen bist, um uns in einen Hinterhalt zu locken, so weißt du, was du zu erwarten hast. Ich würde dir eine Kugel durch die Stirne jagen lassen."

„Hier ist die Stirne und dort das Herz," antwortete Sarjui; „deine Soldaten werden sie zu treffen wissen, wenn ich die Unwahrheit sage."

„Gut; du scheinst deiner Sache sicher zu sein. Es wird dich also auch nicht schrecken, wenn ich dich in die Mitte nehmen und bewachen lasse, bis wir unsere Expedition ausgeführt haben."

Diese Mittheilung kam dem boshaften Weibe doch etwas unerwartet. Es paßte ganz in ihre Wünsche, wenn Dschema Saridsch verbrannt und bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde, aber sie wollte nicht dabei sein, sondern heimlich entfliehen, denn sie mußte voraussetzen, daß ihre Lügen an den Tag kamen. Sie zuckte deßhalb zusammen und konnte nicht verhindern, daß sich ihre Farbe wechselte.

Glücklicher Weise war der Commandant zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um dieses zu bemerken, sonst würde er sie wohl schon jetzt in's Gefängniß geworfen haben. Sie erholte sich indessen bald wieder von ihrem Schrecken und tröstete sich mit der Hoffnung, es werde sich in den Engpässen, wo sehr häufig nur ein Mann hinter dem andern gehen kann, schon Gelegenheit finden, zu entwischen.

Der Commandant zog die Klingel und befahl dem eintretenden Officier, das Weib in einem andern Theile des Gebäudes bewachen zu lassen, während er selbst Anordnungen für den Auszug treffen wollte.

Bald nachher hörte Sarjui die Trommeln wirbeln und als sie durch das Fenster auf einen großen Platz schaute, gewahrte sie, wie die Zuaven sich sammelten und in Reih und Glied sich aufstellten. In wenigen Augenblicken war der weite Platz ganz gefüllt. Die Offiziere sprengten auf und nieder; es wurden Befehle ausgetheilt und von den Adjutanten weiter getragen, Uniform reihte sich an Uniform.

Jetzt ritt der Commandant in die Mitte, sammelte die Officiere um sich und theilte ihnen mit, daß sie nach Dschema Saridsch ziehen würden, um einen Kameraden zu rächen und das Dorf in Besitz zu nehmen.

Als die Offiziere hörten, wie es ihrem Kameraden ergangen, knirschten sie mit den Zähnen und gelobten ihrem Anführer, nicht zu ruhen, bis er gerächt sei.

Der Commandant, welcher der Sache immer noch nicht recht traute, ordnete nun an, daß die Festung während seiner Abwesenheit wohl bewacht würde und er ließ unerschrockene und tapfere Leute genug zurück, um sie bei einem allenfallsigen Angriffe gut zu vertheidigen. Jetzt ertönten die Trommeln und Hörner zum Abmarsche und die Colonnen bewegten sich in geschlossenen Gliedern zum Thore hinaus. Sarjui wurde in die Mitte genommen und von einer Anzahl Zuaven scharf im Auge gehalten. Trotz dem, daß ihre Angaben in Betreff des Kapitain Random auf Wahrheit zu beruhen schienen, ließ man doch die nöthige Vorsicht nicht

außer Acht. Zweierlei Ereignisse waren nach den früher gemachten Erfahrungen möglich, nämlich eine Ueberrumpelung des Fort Napoleon während ihrer Abwesenheit und zweitens ein Hinterhalt in den Schluchten und Engpässen des Gebirges.

Der Commandant hatte beide Möglichkeiten in's Auge gefaßt. Die Besatzung in Fort Napoleon war auf ihrer Hut und dem Zuge ging eine Schaar leichter Fußgänger voraus. Es waren Leute, welche sich durch ihre Unerschrockenheit, Behendigkeit und Klettergewandtheit vor allen andern hervorthaten. Sie hatten die Aufgabe, jeden Winkel, wo etwa Verrath lauern konnte, auszuspioniren und dem Commandanten sofort Anzeige zu machen, wenn sich etwas Verdächtiges zeige.

Nicht weit von dem Fort hatten sie eine kleine Ebene zu passiren, dann begaben sie sich sogleich in die Schluchten hinein und wählten diejenigen Pfade, welche in der kürzesten Frist nach Dschema Saridsch führten. Die Schwierigkeit des Weges bot ganz bedeutende Hindernisse, welche nur mit der größten Anstrengung und Ausdauer überwunden werden konnten.

Gegen Abend hatten sie den höchsten Punkt des Gebirges erreicht und hier fiel die Felswand so steil ab, daß ein Fehltritt einen Sturz in den Abgrund nach sich ziehen mußte. Dazu war der Pfad so schmal, daß nur einer hinter dem andern gehen konnte, und sich noch mit Händen und Füßen an das Gestein klammern mußte. Jenseits war größerer Raum und diejenigen, welche die gefährliche Stelle passirt hatten, konnten sich daselbst aufstellen.

Jetzt war Sarjui an der Reihe, um die Felskante

zu biegen. Schon lange hatte sie nach einer Gelegenheit gesucht, ihren Wächtern zu entwischen. Jetzt schien ihr die Zeit gekommen. Einen raschen Blick hinter sich und vor sich werfend, erkannte sie sofort, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich in den Abgrund hinabzulassen. Freilich war das ein lebensgefährliches Wagestück, aber auf ihre Behendigkeit vertrauend, riß sie rasch das Tuch vom Kopfe, welches zum Schutze gegen die Sonne diente, wickelte dasselbe um ihre Hände, damit sie sich nicht an den Steinkanten verwundete und ließ sich hinab; blitzschnell schoß sie in die Tiefe und tauchte im Flusse unter.

Wüthend über diese Flucht legten einige Soldaten die Büchsen an und schossen ihr nach, aber die Kugeln gingen fehl und Sarjui befand sich bald außerhalb ihrer Tragweite.

Unter den Zuaven entstand nun eine heillose Verwirrung, denn sie hielten den Verrath für sicher und drängten wieder zurück. Nur mit Mühe gelang es dem Commandanten, die Leute zum Stehen und zum weitern Vorrücken zu bringen. Erst als die Recognoscirenden zurückkamen und berichteten, daß bis nach Dschema Saridsch hinab die vollkommenste Ruhe herrsche, gingen sie muthig weiter.

Sarjui hatte auf ihrem gefährlichen Wege keine andere Verwundung davon getragen, als eine Verletzung am Fuße, die aber äußerst schmerzhaft war. In allen Dingen zum Bösen geneigt, fiel ihr plötzlich der Gedanke ein, die Einwohner des Dorfes zu warnen und sie auf einen tüchtigen Widerstand vorzubereiten. Je tapferer sich die Kabylen wehrten, desto mehr Blut

mußte fließen und desto sicherer war der Untergang ihrer Feinde.

Mit einem triumphirenden Lächeln humpelte sie weiter und schlug abkürzende Pfade ein. Bald mußte sie wieder bergan steigen und ehe zwei Stunden vergangen waren, langte sie an der Moschee an, wo Mansur und die Marrabuts im Schatten ihres Hauses lagerten.

Als er ihrer ansichtig wurde, sprang er auf, schritt auf sie zu und sprach mit zorniger Stimme: „Wo bist du gewesen? Deine freche Zunge hat den letzten Kampf angeschürt; unsere besten Leute sind getödtet und doch haben die Schuldigen die Freiheit erlangt. Tizi, Random und Abdela sind geflohen."

Diese Mittheilung kam ihr sehr überraschend; sie war durchaus nicht geeignet, den anrückenden Franzosen Zutrauen einzuflößen.

Rasch gefaßt gab sie zur Antwort: „Ich weiß es. Während euere Flinten und Schwerter blutige Arbeit machten, waret ihr blind für Alles, was um euch vorging, und ich mochte euch noch so oft zurufen: „Sie fliehen!" ihr hörtet nicht. Ich aber bin ihnen gefolgt und habe ihre Schleichwege entdeckt. Weißt du, welchen Weg sie genommen haben? Ah, stumpfsinniger Marrabut, der sich über Alle weise dünkt, deine Klugheit hat es nicht zu entdecken vermocht und doch lag es so nahe. Sie sind nach Fort Napoleon gegangen, um Hülfe zu holen. Ich bin ihnen nicht von den Fersen gewichen, bis ich Alles wußte. Ich habe freilich mehr als ein Dutzendmal mein Leben in die Wagschale geworfen, aber eine echte Kabylin achtet den

Tod geringe, wenn es gilt, von dem Stamme Schmach und Sclaverei fern zu halten."

Mansur horchte ihren Worten mit Aufmerksamkeit, und mit gespannter Erwartung fragte er: „Und was ist weiter geschehen?"

„Das Schlimmste, was geschehen konnte. Die Franzosen sind hieher im Anmarsche und ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie vor Abend hier sind."

„Ist das wahr, Sarjui, oder täuschest du mich?"

„So wahr, als die Sonne über unserem Dorfe steht. Sieh meinen Fuß, er blutet noch für den Stamm."

„Was willst du damit sagen?"

„Als ich den Franzosen folgte, um auszukundschaften, wohin sie ihren Marsch richteten, da wurde ich in einer Schlucht von ihrer Vorhut festgenommen und über die Stärke von Dschema Saridsch ausgefragt. Natürlich machte ich falsche Angaben und suchte sie auf jegliche Weise zu täuschen; aber sie wollten mich zwingen, ihnen die kürzesten Wege zu zeigen. Da stürzte ich mich von einem hohen Felsen hinab in den Fluß. Allah hat mich wunderbar erhalten und nun bin ich da, um dich zu warnen und dir zuzurufen: „Sei auf deiner Hut und wehre dich bis auf den letzten Blutstropfen."

„Wahrlich, das soll geschehen," gab Mansur zu Antwort; „aber da du uns mehrfach Gelegenheit genug gegeben hast, deine Treue zu bezweifeln, so werde ich dich in ein sicheres Gewahrsam bringen lassen. Du sollst, beim Propheten, mit deinem Kopfe büßen, wenn du eine unwahre Angabe gemacht hast."

Das kam ihr ganz unerwartet; es lag in ihrer Absicht, sich sogleich aus dem Staube zu machen und in der Wüste abzuwarten, was mit Dschema Saridsch geschehen werde.

Ihre Angst verbergend wendete sie sich gegen den Marrabut und sprach: „Also auf diese Weise willst du einer treuen Dienerin des Stammes lohnen. Schämt der Diener des Propheten sich nicht, den Ausländern gleich zu werden? Und ihr, Marrabuts, wollt ihr zugeben, daß ein Weib mißhandelt wird?“

Mansur gab den Schweigenden einen Wink; diese ergriffen sie sofort und führten sie dem Eingange der Moschee zu. Sie wehrte sich mit allen Kräften, aber gegen die starken Männer konnte sie nichts ausrichten. Schlaff die Arme herabhängen lassend, knirschte sie mit den Zähnen und stieß schaudererregende Flüche aus. An der Thurmtreppe angekommen, weigerte sie sich, hinaufzusteigen und als man sie mit Stricken band, biß sie wie ein wüthendes Thier mit den Zähnen um sich.

Endlich gelang es den gemeinsamen Anstrengungen, sie hinaufzubringen. Hier wurde sie, an Armen und Beinen gefesselt, an die Ringe in der Mauer festgebunden, so daß sie sich nur bis zu der Oeffnung bewegen konnte, welche zur Gallerie führte.

Mansur ließ sogleich die Hörner und Trommeln ertönen, um die Einwohner von der Gefahr, die ihnen drohte, zu benachrichtigen. In einer halben Stunde wimmelte das Plateau von Männern und Weibern, welche sich neugierig ansahen. Da redete Mansur sie an und sprach: „Die Franzosen sind im Anzuge, viel-

leicht werden wir noch heute von ihnen überfallen. Eilet also in euere Häuser, verseht euch mit Waffen und kehret wieder hierher zurück. Wir müssen auf unserer Hut sein!"

Die Bestürzung hätte nicht größer sein können, denn nach den vielen traurigen Metzeleien waren sie so sehr geschwächt, daß ihnen ein Kampf mit einem disciplinirten Feinde sehr unangenehm war; dazu kam noch, daß sie in diesem Augenblicke ohne einen Anführer waren, denn den Amin Kadra hatten sie im Kampfe erschlagen. In solchen Fällen trat freilich der Ober-Marrabut an seine Stelle, aber dieser wog den ermordeten Kadra nicht auf; es war also vorherzusehen, daß sie einen sehr harten Kampf zu bestehen haben würden. Um so nothwendiger war ihnen freilich auch ein einträchtiges Zusammenhalten; alle persönlichen Feindschaften und Familienzwistigkeiten mußten jetzt schweigen; selbst diejenigen, welche jahrelang in der erbittertsten Feindschaft gegeneinander gestanden hatten, mußten sich jetzt durchaus zu dem blutigen Zweck die Hand reichen.

Diese Nothwendigkeit erkannten Alle an; in kaum einer Viertelstunde befanden sie sich deshalb auch schon bewaffnet vor der Moschee und stellten dem Ober-Marrabut den Antrag, sie im Kampfe anzuführen.

Mansur versprach es gerne, denn er war trotz seiner Priesterwürde ein echter Raufbold und freute sich, wenn Blut floß.

Achtes Kapitel.

Des Kampfes Ende.

Marrabut Mansur unterzog sich der Vertheidigung des Dorfes mit einer Umsicht, die selbst einem Soldaten Ehre gemacht haben würde. Als die Einwohner bei der Moschee versammelt waren, redete er sie folgendermaßen an: „Was wir so lange fürchteten, ist endlich eingetroffen: die Franzosen sind im Anmarsche gegen Dschema Saridsch und, wie es scheint, gerufen von einem Weibe und einem abtrünnigen Marrabut. Jetzt müssen alle Privatstreitigkeiten schweigen, der Patriotismus allein hat das Recht sich geltend zu machen; aber wir werden einen harten Stand bekommen, denn der Feinde sind viele und sie haben bessere Waffen und bessere Disciplin als wir. Nur durch einmüthiges Zusammenhalten wird es möglich sein, dem Verderben zu entrinnen; ich muß deßhalb darauf bestehen, daß Jeder von euch pünktlich meinen Befehlen nachkommt. Wer sich einer Nachläßigkeit oder gar eines Ungehorsams schuldig macht, der wird unnachsichtig erschossen."

Jetzt wendete er sich an die Kinder und rief: „Hinweg mit euch in die Cactuswälder; dort sollt ihr euch so weit als möglich vom Dorfe verstecken und nicht wieder zum Vorscheine kommen, bis der Kampf vorüber ist." Und zu den Weibern gewendet, sprach er: „Auch ihr müßt an der Vertheidigung Theil nehmen!"

Die Behendesten schickte er auf Kundschaft rings

um das Dorf aus; sie sollten in eiligem Laufe zurückkehren und Nachricht geben, wenn sie des Feindes ansichtig würden und seine ungefähre Stärke erspäht hätten.

Die Unerschrockensten mußten Steine in Körbe sammeln und sich auf die Dächer der Häuser begeben, um die Franzosen zu bewerfen, wenn sie vordrängen; andere bereit stehen, um den Verwundeten Hülfe zu bringen und den Kämpfenden etwa Nothwendiges herbeizuschleppen.

Die Männer wurden ebenfalls auf das Zweckmäßigste vertheilt. Die ältern mußten sich in die Moschee und die Häuser postiren, um aus den Schießscharten die todbringenden Kugeln loszulassen, die jüngern aber die wenigen Zugänge zum Dorfe besetzen und sie hatten den Auftrag, den Feind zurückzuhalten so lange es möglich war.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, nahm jeder seinen Posten ein und der Marrabut blieb in der Nähe der Moschee, weil er von hier aus den besten Ueberblick über den Kampf hatte.

Als Sarjui den Franzosen auf eine so unerwartete Weise entwischte, nahm der commandirende General mit Sicherheit an, daß dieses Weib sie in einen Hinterhalt habe locken wollen. Nun war vor allen Dingen große Vorsicht und besonders eine veränderte Marschrichtung nothwendig. Sarjui, das durfte man wohl annehmen, brachte den Kabylen sichere Nachricht, wo der Feind stand, deßhalb ließ er die Truppen eine rückwärtsgehende Bewegung machen, jenseits des Passes in einem Bergkessel lagern und schickte von Neuem

einige Leute auf Recognoscirung aus. Die Soldaten wurden durch diesen Aufenthalt erbittert und gingen ihn an, von Fort Napoleon Kanonen holen zu lassen.

Der Transport bot aber in dieser Gegend sehr große Schwierigkeit, deßwegen war es beim Ausmarsche unterblieben. Jetzt aber, wo allem Anscheine nach schlimme Anschläge im Werke waren, hielt er es selbst für besser und schickte eine Ordonanz ab, welche zwei Kanonen und noch eine Abtheilung Soldaten herbeiholen sollten. Dadurch mußten sie die ganze Nacht hindurch auf dem Flecke, wo sie sich befanden, halten bleiben.

Die Frauen, welche als Kundschafter ausgesandt waren, fanden sie hier und brachten die Nachricht in's Dorf. Mansur gewann nun Zeit, an den Eingängen tiefe Gräben aufwerfen zu lassen. Das war immerhin ein Hinderniß, wenn auch für die französische Kriegskunst kein bedeutendes.

Die Nacht hindurch blieben sie unbehelligt, aber am folgenden Morgen kam von den Weibern Botschaft, sie seien am Vorrücken und führten zwei Kanonen mit sich. Eine Stunde später gewahrte Mansur sie von der Höhe der Moschee und gab seinen Leuten durch einen Flintenschuß zu erkennen, daß sie auf der Hut sein müßten.

Die Franzosen hatten die Bergterrasse vermieden und marschirten mit klingendem Spiel in der Ebene vor. An der Quelle, welche wir im Anfange unserer Erzählung kennen lernten, löschten sie ihren Durst und rückten dann in verschiedenen Abtheilungen auf die Eingänge zu. Hier wurden sie von den Kabylen

empfangen, welche sogleich in den Haufen hineinfeuerten und mehrere Franzosen niederstreckten.

Der Commandant ließ die Kanonen aufpflanzen, und die Kugeln fegten verheerend durch die lange Cactusgasse bis an die Häuser des Dorfes. Die Kabylen hatten sich die Wirkung derselben wahrscheinlich nicht so verheerend gedacht. Als sie zu Dutzenden niedergeschmettert wurden, wichen sie ganz erschrocken zurück und eilten in ihre kleinen Festungen.

Als die Franzosen die Bahn rein gefegt hatten, waren sie bald jenseits der Gräben und drangen in unaufhaltsamem Laufe gegen die Häuser vor. Hier aber fanden sie einen Widerstand, den sie nicht geahnt hatten; aus allen Schießscharten flogen wohlgezielte Kugeln in ihre Reihen und Mancher, der noch vor wenigen Minuten gedacht hatte, mit zu den Siegern von Dschema Saridsch zu gehören, lag blutend zwischen den dornigen Cactuspflanzen oder auf den Häuserterrassen.

Die Weiber auf den Dächern, von den Zurufen der Männer aufgestachelt, eröffneten einen Hagel von Steinwürfen und wurden den Feinden in hohem Maaße verderblich. Das Feuer wurde auf beiden Seiten hitziger; man hörte nur das Knattern der Flinten, das Geschrei der Kämpfenden und das Wehklagen der Verwundeten.

Der Commandant von Fort Napoleon sah zu seinem Schrecken, daß er einen großen Theil von seinen Leuten verlieren würde, wenn der Kampf in der bisherigen Weise fortgesetzt werde. Er gab deßhalb den Befehl, die Gräben auszufüllen und die beiden

Kanonen auf einem niedrigen Hügel aufzustellen, wo sie alle Häuser von Dschema Saridsch bestreichen konnten.

Die Bedienungsmannschaft ging sehr systematisch zu Werke. Der Reihe nach wurden die Häuser hinweggefegt; wo die Kugeln einschlugen, brachen die morschen Wände zusammen. Die Kämpfer stürzten aus dem Schutt hervor und griffen mit Säbeln und Dolchen an. So entstand ein Kampf auf Leben und Tod, in welchem weder Gnade erbeten, noch gegeben wurde. Die Kabylen wehrten sich wie die Panther, welche ihre Gegend unsicher machen; aber die Franzosen waren ihnen so überlegen, daß sie überall den Kürzern zogen.

Sehen wir nun zu, was auf dem Thurme der Moschee vorging. Wir wissen, daß Sarjui gebunden war und kein Glied bewegen konnte. Mit boshaftem Grimme rüttelte sie an den Stricken, aber diese gaben nicht nach und die Bitten, welche sie an die Bewaffneten richtete, blieben ungehört. Gräßliche Flüche entströmten unaufhörlich ihren Lippen und sie entblödete sich nicht, den Himmel anzuflehen, Kabylen und Franzosen gleichzeitig zu vernichten und auf beiden Seiten keine Seele leben zu lassen.

Als die Nacht so ruhig vorüberging, fürchtete sie schon, die Feinde seien wieder nach Fort Napoleon zurückgekehrt. Wie leuchteten aber ihre Augen, als am folgenden Morgen das Schießen begann. Sie lauschte mit zurückgehaltenem Athem und zitterte vor Freude. Und nun gar die Kanonenschüsse, deren gewaltiger Donner am Gebirge wiederhallte und so fürchterlich dröhnte, daß man glaubte, die Welt müsse

untergehen! Das war Musik für ihre Ohren und mit triumphirendem Lächeln rief sie: „Ihr habt ein Weib, das euch Dienste geleistet, mit Stricken gebunden, jetzt kommt der Lohn für euere erbärmliche Feigheit! Wahrlich, der Prophet wird euch strafen und mich armes Weib rächen! Schon sehe ich im Geiste eure Wohnungen der Erde gleich gemacht werden! Solchen Feiglingen und erbärmlichen Schwächlingen gebührt eine Niederlage!"

Sie hatte noch nicht ganz ausgesprochen, als eine von den Kanonenkugeln in den Thurm einschlug und ein großes Stück Mauer hinabschleuderte, das mit dumpfen Geprassel in die Tiefe niederstürzte. Einige Männer, welche in der Scharte gestanden hatten, wurden mitgenommen.

Durch diesen Schuß war eine weite Bresche in den Thurm gekommen, und da Sarjui derselben gegenüberstand, so konnte sie Alles, was im Dorfe vorging, sehr deutlich sehen. „Ha," rief sie, „nun werde ich Zeuge eures Unterganges sein und mich an dem Blute freuen können, welches da unten in Strömen fließen wird."

Sie erhob sich auf die Fußspitzen und schaute deutlich, wie eine der Kanonenkugeln sich im Bogen erhob und auf dem Dache eines Hauses mitten in eine Schaar Weiber niederschlug. Sie wurden rechts und links hinweggefegt und theils über die Brüstung in die Straße hinabgeschleudert, während Andere mit den Trümmern des einstürzenden Hauses versanken. Aus der Tiefe wirbelte der Staub auf, die Steine rollten auseinander, herzerschütterndes Wehegeschrei erscholl

und die Scene war vorüber. Im nächsten Augenblicke wiederholte sich derselbe Schreckensauftritt bei einem anderen Hause; bald brannte es an mehreren Stellen lichterloh und man sah, wie die Weiber mitten in den Flammen die Hände erhoben und ihre Feinde um Barmherzigkeit anflehten!"

„Jammert nur," knirschte Sarjui, „die Vergeltung ist nun da!"

Die Franzosen, welche den Untergang des ganzen Dorfes voraussahen und eine solche Gehässigkeit schon wegen der übrigen Stämme nicht gerne auf sich laden wollten, stellten das Schießen ein und sandten einen Parlamentair zu dem Marrabut. Dieser sprengte mit einer weißen Fahne den Hügel hinauf und forderte ihn auf, sich zu ergeben, da sonst kein Stein auf dem anderen bleiben und vielleicht die sämmtlichen Einwohner getödtet würden.

Mansur streckte racheschnaubend die Hand aus und rief: „Gehe zurück zu Demjenigen, der dich geschickt hat und sage ihm, daß die Einwohner von Dschema Saridsch noch niemals vor einem Feinde ihre Nacken gebeugt haben. Lieber wollen wir von euren Kugeln durchbohrt oder von den Trümmern unserer Häuser erschlagen werden, als daß wir in die Knechtschaft der Franzosen fallen."

Als der Parlamentair mit diesem Bescheide zurückkehrte, wurde der Commandant wüthend und befahl, jetzt keinerlei Schonung mehr zu üben. Das Bombardement begann von Neuem und fast mit jedem Schusse stürzte ein Haus zusammen. Das Wehegeschrei wurde noch größer als es gewesen und vor Staub und Pulver-

dampf konnte man die Kämpfenden nicht mehr unterscheiden. Da traf abermals eine wohlgezielte Kugel die Moschee und der Thurm derselben krachte mit Allen, die sich auf demselben befanden, zusammen und begrub sie unter Schutt und Steinen.

Das Häuflein der Kabylen war unterdessen mehr und mehr zusammengeschmolzen und vernünftiger Weise durften sie an einen längeren Widerstand nicht mehr denken. Die Franzosen umzingelten sie überdies immer fester und hielten sie jetzt in der Nähe der Moschee in einem großen Kreise umschlossen.

Nochmals stellte ihnen der Commandant die Nutzlosigkeit des fernern Blutvergießens vor und sprach: „Wenn ihr euch unterwerft und die Herrschaft Frankreichs anerkennt, so soll euch kein Haar gekrümmt werden und ich will euch nicht allein bei euern Gewohnheiten, sondern auch bei euern Gesetzen lassen.“

Der Marrabut stand mit dumpfem Schweigen da und schüttelte mit dem Kopfe; sein Haß wollte sich noch nicht zum Nachgeben bequemen. Die Frauen und Kinder aber hoben ihre Hände empor und flehten ihn an, sie nicht noch unglücklicher zu machen. Selbst die Männer vereinigten sich mit ihnen und sagten gerade heraus, daß sie nicht im Stande seien, gegen die überlegenen Waffen des Feindes zu kämpfen.

Da schrie Mansur sie an: „Schämt euch des Namens, den ihr tragt! Die Leiber eurer Väter und Söhne düngen den Boden unter euern Füßen; sie starben für die Freiheit und gingen freudig in den Tod, um euch vor der Sclaverei zu bewahren, und nun wollt ihr die heilige Freiheit selbst hinwegwerfen, weil ihr feige

und niederträchtige Memmen seid. Beim Fluche des Propheten rufe ich euch zu: „Kämpfet bis auf den letzten Blutstropfen! Besser, daß wir alle sterben, als daß nur einer in die Hände des Feindes fällt!"

Dieser Rede folgte ein allgemeines Murren; Niemand nahm die Waffen wieder auf und wie aus einem Munde erscholl der Ruf: „Keinen Kampf mehr! Wir wollen uns unterwerfen!"

Zähneknirschend schleuderte der Marrabut seine Lanze in den Feind und wollte sich dann durch die Flucht retten, aber ein Schuß aus den Reihen der Kabylen streckte ihn zu Boden.

Der Commandant nahm nun die Entwaffnung der Männer vor und hieß sie in ihre Häuser gehen, bis er sie zur Wahl eines neuen Amin zusammenrufen werde.

Man hatte jetzt deutlich Gelegenheit, zu sehen, welch ein großer Unterschied zwischen einer civilisirten und einer uncivilisirten Nation besteht. Während die Kabylen mit dem unterliegenden Theile niemals Barmherzigkeit üben und ihre Rache noch auf die scheußlichste Weise an den Verwundeten ausüben, nahmen sich die Franzosen der Armen auf die liebevollste Weise an. Rasch trugen sie die Verwundeten in den Schatten der Mauern oder unter die Bäume und die Aerzte reinigten ihre Wunden und legten ihnen Verband an.

Aus ihren Vorräthen wurden Wein und Speisen herbeigebracht und die Schmachtenden gelabt; die Kabylen würden ihren eigenen Landsleuten nicht so viel Brüderlichkeit bewiesen haben. Unaufhörlich wanderten

die Zuaven zwischen den Terrassen umher, lasen die Todten und Verwundeten zusammen und brachten sie auf Bahren zu dem Verband- und Begräbnißplatze.

Nach all den Aufreizungen, welche vorhergegangen waren, konnten sich die Einwohner von Dschema Saridsch diese Menschenfreundlichkeit gar nicht erklären. Sie hatten vielmehr geglaubt, die Sieger würden schlimmer mit ihnen umgehen, wie mit unvernünftigen Bestien; als sie aber das gerade Gegentheil sahen, faßten sie Muth und die versteckten Weiber und Kinder kamen wieder zum Vorscheine. Freilich alle nicht, denn viele waren in den zusammengestürzten Hütten begraben und wimmerten nun unter Schutt und Steinen.

Der Commandant gab sogleich Befehl, daß die Mehrzahl seiner Soldaten sich ausschließlich mit dem Wegräumen des Schuttes beschäftigte und die Unglücklichen befreie. Sie gingen sogleich an's Werk und wurden von den unverwundeten Kabylen unterstützt. Der Haß dieser Menschen aber dauerte noch über den Tod hinaus; an den Häusern ihrer Feinde waren sie erst dann bereit, mitzuarbeiten, wenn die Franzosen, über solche Unmenschlichkeit empört, sie die Klingen ihrer Schwerter fühlen ließen.

Die ganze Nacht hindurch dauerten die Arbeiten fort; am folgenden Morgen aber war man so weit vorgerückt, daß man nun auch an die Abräumung der Moscheetrümmer denken konnte. Man hatte sie bis zuletzt aufgespart, weil sich keine menschliche Stimme in derselben vernehmen ließ und deßhalb mit Recht vorausgesetzt werden durfte, daß die Verschütteten alle um's Leben gekommen seien.

Dem war aber nicht so; eine Person lebte noch und zwar diejenige, welche es am wenigsten verdiente, die boshafte Sarjui. Beim Sturze in die Tiefe war sie so glücklich gefallen, daß sie, zwischen zwei Mauerstücken eingeklemmt, vollständig gegen alles nachstürzende Gestein gesichert war. In Todesangst erwartete sie jeden Augenblick ihr Ende und sah mit allen Schrecken eines schuldbelasteten Gewissens dem Vernichtungsschlage entgegen, aber er trat nicht ein. Als sich seit einer Stunde kein Stein mehr rührte, bekam sie wieder Muth, horchte auf den draußen tobenden Kampf und dachte über ihre Lage nach.

Wenn sie gefunden wurde, so ging sie ganz sicher einer schweren Strafe entgegen, denn es mußte sich bald herausstellen, daß sie sowohl ihre Landsleute als auch die Franzosen verrathen hatte. Sie war schon deßhalb genöthigt, auf Rettung zu denken. Vorsichtig den Kopf erhebend fand sie, daß sich vor ihr bis an die Augen ein Trümmerhaufen aufthürmte. Konnte sie diesen entfernen, so war es ihr möglich, über den Schutt hinweg zu einer Bresche zu kriechen, durch welche sie dann leicht in's Freie gelangen konnte; aber in dem Wegräumen des Schuttes bestand eben eine große Schwierigkeit. Die Steine lagen lose aufeinander, und wenn sie den einen wegnahm, konnten viele andere leicht nachrutschen. Sie mußte sich dennoch dazu entschließen und begann also mit großer Vorsicht. Zur linken Hand befand sich ein leerer Raum; in diesen schleuderte sie die Steine hinein, welche sie vor sich hinwegnahm. Allmählig entstand in dem Schutthügel eine Vertiefung, so daß sie sich

auf denselben hinaufschwingen und auf Hand und Fuß weiter kriechen konnte.

Die Gefahr war indessen noch nicht vorüber, denn fast bei jeder Bewegung rollte rechts und links das Gestein nieder und drohte sie zu begraben. Endlich hatte sie die Bresche erreicht und sprang mit erleichtertem Herzen in's Freie. Es war dunkle Nacht um sie her, der Kampf zu Ende, aber sie hörte tiefer den Hügel hinab das Wimmern der Verwundeten. Ihre teuflische Natur drängte sie, sich an dem Anblicke der Unglücklichen noch einen abscheulichen Genuß zu verschaffen. Auf Hand und Fuß kroch sie hinab und machte hinter dem Stamm eines Feigenbaumes halt. Von hier konnte sie den Verbandplatz überschauen. Rings um denselben brannten Fackeln und in der Mitte lagen in langen Reihen die Todten nebeneinander. Es war ein gräßlicher Anblick, denn alle waren von Blut und Wunden entstellt. Einige waren mitten durch den Kopf geschossen, und diese sahen noch am wenigsten abschreckend aus; andern fehlten Arme und Beine und einige waren von den Kanonenkugeln derart zerrissen, daß man sie gar nicht wiedererkennen konnte.

Jedem fühlenden Menschen wäre das Blut in den Adern erstarrt, aber Sarjui wendete sich verächtlich hinweg und schaute mit kaltem Lächeln nach den Lebenden; die Todten lagen ja ruhig und regungslos, sie empfanden keinen Schmerz mehr, aber die Verwundeten schrieen und jammerten, sie lagen da in unaussprechlicher Qual und das that dem entarteten Herzen wohl. Je lauter das Stöhnen, je heller ein Aufschrei,

wenn die Sonde in die Wunde hineinfuhr, desto fröhlicher wurde ihr braunes Antlitz, desto breiter das Lächeln auf den rohen Lippen.

Hätte sie ganz ihrem Herzensdrange folgen dürfen, so wäre sie hinzugesprungen, um die Unglücklichen noch im Tode zu verhöhnen; aber sie durfte sich nicht zeigen, sondern mußte sich in Sicherheit bringen.

Langsam und vorsichtig kroch sie zurück, überstieg den Moscheehügel von Neuem und eilte jenseits den Berg hinab.

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, ließ der Commandant die Todten begraben und forderte die übrig gebliebenen Bewohner von Dschema Saridsch vor seinen Richterstuhl, denn sie sollten sich über die abscheuliche Handlung, welche sie an dem französischen Kapitain Random begangen, verantworten. Zu seiner Verwunderung stellte es sich nun heraus, daß Sarjui die Dinge ganz entstellt und verdreht, ja daß sie die Hauptsache, nämlich die Betheiligung des Amin und seiner Tochter geradezu erlogen hatte.

„Kabylen," sprach er, „ich sehe, daß Kapitain Random durch ein wunderbares Verhängniß des Himmels und durch die Hülfe eines braven Mädchens vor euern Schwertern und Kugeln gerettet worden ist. Doch steht es fest, daß ihr den Willen hattet, einen Menschen, an dem ihr treue Gastfreundschaft üben solltet, zu erschlagen. Ihr seid dafür hart gestraft worden und das Empfindlichste von Allem ist für euch, daß ein Weib aus eurer Mitte mich herbeigerufen."

„Sarjui!" riefen sie. „Möge Allah sie mit schweren

Strafen heimsuchen, denn sie hat alles Unglück über unsere Häupter gebracht! Wo ist sie? Ihr Kopf muß fallen!"

Diejenigen Leute, welche sich mit dem Wegräumen des Schuttes in der Moschee beschäftigten, suchten vergebens nach dem Leichnam des bösen Weibes; nur ihre Mütze und ihr Kopftuch fanden sich zwischen den Steinen; sie selbst aber hatte sich aus dem Staube gemacht.

Der Commandant gab Befehl, daß die Gegend nach ihr durchsucht werde, aber von ihrer Schlauheit ließ sich erwarten, daß sie sich bereits in einem sichern Verstecke befand.

Etwas vom Dorfe entfernt, in einem von niedrigen Hügeln gebildeten Thalkessel stand ein alter, vereinzelter Feigenbaum; das war der Platz, wo sie den Amin zu erkiesen pflegten. Auch jetzt sollten sie es thun. „Kabylen," sprach er, „ihr werdet den Amin wählen, damit wieder Ruhe und Ordnung in euern Stamm kommt. Ihr habt sonst bei allen Wahlen Streitigkeiten angefangen und jedesmal ist Blut geflossen. Das soll jetzt nicht geschehen; ich verbiete euch jeden Zank und sage euch im Voraus, daß ich den Schuldigen sofort werde erschießen lassen. Richtet euch darnach."

Es war das erstemal, daß sie solche Worte zu hören bekamen; aber wie sie auch im Stillen die Fäuste ballten und die Zähne knirschten, sie durften ihre Wuth nicht laut werden lassen, sondern mußten sich in demüthiger Unterwerfung fügen. Nicht wie sonst, aufrechten Hauptes und leuchtenden Auges zogen

sie zu dem Sammelplatze, sondern traurig und niedergeschlagen.

Als sie unter dem Feigenbaume angekommen waren, reihten sie sich in weitem Kreise um denselben und hockten sich, nach ihrer Gewohnheit mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden. Vom Rücken gesehen boten die weißen Mäntel und die unbeweglichen Figuren einen sonderbaren Anblick. Es war keiner unter ihnen, dem es nicht wehmüthig um's Herz war. Als sie den letzten Amin wählten, hatte der weite Platz kaum alle die Männer gefaßt; heute aber saßen sie weit auseinander und schlossen nicht einmal den Kreis um den Feigenbaum.

„Es ist so, wie der Franzose sagt," lispelte ein alter Mann mit Thränen in den Augen; „wir selbst tragen die Schuld unseres Unglücks. In thörichter Verblendung haben wir uns wie die wilden Thiere zerfleischt und wehrlos gemacht und sind dadurch in die Hände des Feindes gefallen. Wann werden wir endlich klug werden und unsern Zwist fallen lassen?"

Der Commandant trat jetzt unter den Feigenbaum und rief mit lauter Stimme: „Wählet nun den Mann, welchen ihr zum Amin haben wollt, aber ich rathe euch, einen Friedfertigen zu nehmen, damit das Blutvergießen aufhört."

Die Kabylen saßen mit stummen Schweigen; der alte Trotz stieg in ihren Herzen auf und sie waren hartköpfiger denn je. In ihren Mienen konnte man lesen, daß sie am liebsten aufgestanden und hinweggegangen wären; aber sie waren sich doch auch ihrer Schwäche bewußt und konnten sich nicht verhehlen,

daß ein böses Wort dem Commandanten einen Vorwand geben würde, sie des Restes ihrer Freiheit zu berauben.

Nach langem Zögern erhob sich endlich ein junger Mann, der in den Kämpfen seine ganze Verwandtschaft verloren hatte und sprach mit lauter Stimme: „Ich stehe da wie ein entblätterter Feigenbaum und bin von allen meinen Angehörigen allein übrig geblieben. Wie ich traure, so werdet ihr Alle trauern, deren Lieben jetzt in der Erde schlummern; darum will ich einen Amin, der nicht auf den Krieg sinnt, sondern welcher den Frieden zu erhalten sucht. Der Krieg verzehrt unsre Erndten, verewigt die Zwietracht und vermindert die Einwohner; der Friede aber bringt Glück und Segen und erlaubt uns, in stiller Zufriedenheit die Früchte unseres Fleißes zu genießen. Ich wähle den Beni Akib zu unserm Amin!"

Die Versammlung schwieg stille; es schien Niemanden zu gefallen, daß ein schwächlicher Greis zum Oberhaupte der Gemeinde erwählt wurde. Sie murmelten untereinander und hatten allerlei Ausstellungen zu machen.

Endlich erhob sich auch ein zweiter und dann ein dritter. Als das Eis nun einmal gebrochen war, da wählten sie alle der Reihe nach den Beni Akib. Er war ein Greis von achtzig Jahren und das Haar seines Hauptes weiß, wie der Schnee.

Lächelnd erhob er sich und sprach: „Die Ehre, welche ihr mir anthut, ist groß, aber die Last ist noch größer, denn ich kenne euch und weiß, wie schwer ihr in Ruhe zu erhalten seid. Ein hitziges Wort zieht

schon einen Dolchstich oder einen Flintenschuß nach sich, und gerade darum seid ihr in die Botmäßigkeit der Franzosen gekommen. Wohlan, ich nehme die Wahl an, aber ich sage euch im Voraus, daß ich sie niederlege, sobald Streitigkeiten entstehen. Folgt ihr mir, dann wird nicht allein Ruhe herrschen, sondern wir werden auch im Ueberflusse leben und von Allem genug haben."

Diesen wenigen aber herzlich vorgetragenen Worten folgte ein allgemeines Beifallsgemurmel; er hatte es verstanden, die Gemüher zu beruhigen. Da trat der Commandant in die Mitte und rief: Im Namen meines Souverains, des Beherrschers von Frankreich, ernenne ich den Beni-Akib zum Amin von Dschema Saridsch. Möge er euch gedeihlich leiten und führen!

Neuntes Kapitel.

Sarjui gefangen.

Sarjui hatte sich auf ihrer Flucht nach Süden gewandt; es war ihre Absicht, in einer Oase der kabylischen Sahara um Aufnahme nachzusuchen, aber sie war noch keine halbe Tagreise weit gekommen, als sie merkte, daß sie verfolgt würde. Nun änderte sie ihren Plan und richtete ihre Schritte dem Dschurdschura-Gebirge zu, in dessen verworrenen Schluchten sie sich sicherer glaubte.

An einem Ausläufer desselben blieb sie, erschöpft

von Hunger und Durst stehen und suchte mit den Augen nach einer menschlichen Wohnung. Todtenstille herrschte um sie, nirgends schienen lebendige Wesen zu sein. Der Verzweiflung nahe bog sie um einen Vorsprung; da gewahrte sie eine Kabylenfrau, welche schlafend auf einer Erhöhung saß. Das geringelte Haar floß um ihren braunen Nacken. Der gestickte Saum des Gewandes, die silbernen Bänder an Armen und Beinen, die großen, glänzenden Ohrringe und der wohlgenährte Körper deuteten darauf hin, daß sie keine Noth litt, sondern den bessern Ständen angehörte.

Auf ihrem Rücken kauerte in einem Tuche ein Kind, welches ebenfalls entschlummert war, und neben ihr stand ein großer, eigenthümlich geformter Krug mit zwei Henkeln. Sarjui näherte sich demselben und fand zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß er mit Wasser angefüllt war. Sie trank in langen Zügen, bis sie den brennenden Durst gelöscht hatte.

Die Kabylenfrau erwachte darüber. „Habe Erbarmen mit mir," sprach Sarjui, indem sie auf den Knieen zu ihr rutschte, „seit zwei Tagen ist keine Speise über meine Lippen gekommen und an deinem Kruge habe ich meinen brennenden Durst gelöscht."

Die Frau erhob sich, nahm den Krug auf den Kopf und sprach: „Folge mir in mein Haus, dort sollst du Labung finden."

Sie schritt ihr voraus in eine enge Schlucht. Am Ende derselben stand ein niedliches Haus, welches sich durch seine seltene Sauberkeit vor andern kabylischen Wohnungen auszeichnete. Man findet sonst in den Wohnräumen der Eingebornen Mensch und Thier

durcheinander und einen Europäer ekelt es in der ersten Zeit seines Aufenthaltes an, in solchen Behausungen etwas zu genießen. Außerdem sind die Landbewohner auch an ihrem Körper so schmutzig, daß man ihnen nur im Nothfalle eine Hand reicht.

Hier aber war alles anders. Das Innere des Hauses war in zwei Hälften getheilt, wovon die eine als Wohn- und Arbeitsraum, die andere als Küche und Schlafgemach diente. In dem Wohnraume waren eine Anzahl von Frauen versammelt, welche auf eine sehr einfache Weise ihr Getreide mahlten. Es geschah dieses zwischen zwei aufeinander liegenden Steinen, wovon der oberste eine Handhabe zum Runddrehen besaß. Da jedesmal nur eine beschäftigt werden konnte, so ergötzten sich die Uebrigen mit Plaudern und sie offenbarten nicht geringere Zungenfertigkeit, als unsere deutschen Damen beim Kaffee.

Als die Hausfrau mit Sarjui eintrat, erhoben sie sich sogleich aus ihrer hockenden Stellung und nahmen ersterer den Wasserkrug und das Kind ab.

„Sie ist hungrig! Gebt ihr Brod und Feigen!" sprach die Hausfrau, „und sorgt auch für ein Lager, denn sie hat in der brennenden Sonnenhitze eine weite Reise gemacht und muß sich durch Schlaf stärken."

Sogleich wurden Speisen im Ueberfluße herbeigebracht und Sarjui schlang dieselben so lange hinunter, bis ihr die Augen zufielen. Die Weiber trugen sie mitleidig hinweg und gaben sich wieder an die Arbeit. Sarjui aber schlief, bis am nächsten Morgen die Sonne aufging. Da wurde sie von der Hausfrau geweckt. „Wir gehen jetzt hinaus, Oliven zu quetschen,"

sprach sie; „willst du im Hause bleiben oder uns begleiten?“

„Ich gehe mit euch,“ sagte Sarjui, denn es war ihr unheimlich in dem umschlossenen Raume, wo sie nicht schnell genug fliehen konnte, wenn sie verfolgt wurde.

Der Weg führte an Mastix-Bäumen und Korkeichen vorüber zu einem Bächlein, welches munter durch die Schlucht rauschte. Seine Ufer waren mit Rosenlorbeer eingefaßt, während die an den Felsen hinaufragenden Riesencactus ganz dicht von Kletter- und Schlingpflanzen umstrickt waren.

Unserer deutschen Jugend möchte es schon der zahlreichen Johannesbrodbäume wegen daselbst gefallen haben, während unsern Botanikern die herrlich entwickelten Myrthen und die riesenmäßigen Aloes, unsern Gärtnern die Oelbäume, Weinreben, Feigen mehr zugesagt haben würden.

Als sie eine Strecke weit gegangen waren, erbreitete sich die Schlucht zu einem Kessel, welcher ringsumher von hohen starrenden Felsen eingeschlossen war. Hier stand die Mühle zum Quetschen der Oliven.

Einfach und ursprünglich, wie das Volk, war auch diese Maschine. In der Mitte des Kessels lag ein großer Stein, wie unsere Mühlsteine; auf diesem stand ein zweiter auf der hohen Kante, durch welchen ein Querbaum ging, der auf der Rückseite an einem zweiten aufrechtstehenden und drehbaren, starken Pfosten befestigt war.

Mädchen und Frauen eilten mit Körben zu den Oelbäumen, füllten dieselben und leerten sie auf den

Stein aus. Zwei von den Frauen faßten den Tummelbaum und drehten unter einem einförmigen Gesange den obern Stein um sich selbst, wodurch die Oliven zerquetscht und das in denselben enthaltene Oel ausgepreßt wurde.

Daß eine solche Mühle unsern deutschen Oelmühlen, welche das letzte Tröpflein auspressen, weit nachstand, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die Kabylinen gewannen kaum die Hälfte von dem, was sie hätten gewinnen können.

Während sie bei der Arbeit waren, begannen sie sich die Neuigkeiten des Tages zu erzählen und als sie eine Pause machten, um das Frühstück zu verzehren, sagte eine: „Habt ihr schon gehört, was sich da unten im Dorfe Dschema Saridsch begeben?"

„Nein, nein, was ist es?" fragten die Andern mit großer Neugierde.

„Mein Mann ist gestern Abend nach Hause gekommen," fuhr die Erzählerin fort. „Er war Zeuge, wie die Franzosen von Fort Napoleon kamen, in das Dorf fielen und die Einwohner niederschossen. Sie wehrten sich zwar tapfer, aber die Uebermacht war zu groß; nachdem sie wie die Löwen gekämpft hatten und die meisten von ihnen erschlagen waren, mußten sie sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Ein altes Weib mit Namen Sarjui, welches nur Freude am Bösen hat, soll sie herübergeholt und unter lügenhaften Angaben zum Kampfe aufgestachelt haben."

„Fluch diesem Weibe!" schrien die Frauen.

„Wohl verdient sie den Fluch," sprach die Er-

wir sie also schlafen, sonst kommen wir am Ende noch in die Nothwendigkeit, sie zu tragen."

Sie stellten ihre Gewehre zusammen und legten sich in einem weiten Kreise um sie herum. „Wir wollen einen Imbiß genießen," sprach der Führer, „und wenn dieses geschehen ist, mögt ihr schlafen, bis die alte Hexe aufwacht. Ich selbst halte die Wache."

Die Soldaten ließen es sich wohl schmecken und schliefen einer nach dem andern ein, nur der Zugführer nicht; aber er mußte sich Gewalt anthun, denn die Hitze war fürchterlich und an dem Orte, wo sie sich befanden, gab es nur wenig Schatten.

Sarjui erwachte endlich, rieb die Augen und wollte sich erheben, um ihre Flucht fortzusetzen; aber plötzlich gewahrte sie die Uniformen der Soldaten. Bis in's Herz hinein bebend und ganz blaß werdend, schloß sie die Augen wieder, um die Leute glauben zu machen, daß sie noch schlafe; aber sie hob die Augendeckel ein wenig und schaute durch die Wimpern. Ihr Blick fiel auf den Mann, welche ihr gerade gegenüber lag und mit Freuden bemerkte sie, daß er schlief. Weiter wanderte der Blick, ohne daß sie den Kopf bewegte und sie machte dieselbe Wahrnehmung und so ging es fort, bis sie die Runde gemacht hatte; nur den Zugführer, welcher gerade hinter ihr lag, konnte sie nicht sehen. Von unsäglicher Freude erfüllt, erhob sie sich katzenleise und suchte eine Stelle aus, wo ein kleiner Raum zwischen zwei Spahis geblieben war. Zum Sprunge ansetzend gedachte sie bald in Sicherheit zu sein, und ihre von Geburt aus boshafte und verdorbene Natur freute sich schon im Stillen, daß sie im

Stande war, den Franzosen ein Schnippchen zu schlagen.

Aber diesesmal hatte sie zu frühe triumphirt; ehe sie noch ihren Sprung ausführen konnte, wurde sie von der Hand des Lieutenants gefaßt und rückwärts zu Boden geworfen.

„So leicht entkommst du mir nicht," rief er. „Mache dich nur gleich bereit, mit uns zu marschieren. Du hast die Metzelei in Dschema Saridsch in's Werk gerichtet und mußt nun auch die Folgen tragen."

Sarjui stieß einen grellen Schrei aus, denn sie hatte gar nicht erwartet, daß unter all den Schläfern auch ein Wachender sei; aber sie wußte sich in alle Lagen zu fügen. Zu dem bösen Spiele eine gute Miene machend, sprach sie: „Mein Herr, wenn Sie den Auftrag haben, mich nach Dschema Saridsch zu bringen, so werde ich Ihnen folgen; aber kein Mensch wird mir übel deuten, daß ich mich aus einem Kreise von unbekannten Männern zu entfernen gedachte, welche mich im Schlafe umzingelten und deren Absichten mir gänzlich unbekannt waren. Jetzt aber bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen."

„Auf Kameraden," rief der Lieutenant; „es ist Zeit, daß wir den Rückmarsch antreten."

Die Soldaten wachten auf und sprangen auf die Füße und der Lieutenant commandirte, daß Sarjui in die Mitte genommen werde. Sie schlugen den directen Weg nach Dschema Saridsch ein, mußten aber noch eine Zeitlang durch Schluchten und über steile Höhen wandern, bis sie aus dem Dschurdschura-Gebirge in die Ebene gelangten.

Hier hatten sich tausend und abertausend Affen versammelt, welche in den kabylischen Feigengärten eine furchtbare Verwüstung anrichteten. Die Bewohner des Dorfes, denen die Gärten gehörten, waren in der größten Verzweiflung, denn wie sehr sie auch mit Knitteln in die gefräßige Schaar schlugen und mit Steinen hineinwarfen, so half es doch nicht im mindesten, höchstens, das hier und dort einer für einen Augenblick die Flucht ergriff, um im nächsten schon wieder an einer andern Stelle seinen Raub fortzusetzen.

Die Franzosen boten sich sogleich an, die Gärten von den freßgierigen Gästen zu reinigen, und dieses Anerbieten wurde mit großer Freude angenommen.

Sarjui schöpfte schon wieder Hoffnung und dachte bei der entstehenden Verwirrung Gelegenheit zu finden, ihre Haut abermals in Sicherheit zu bringen, aber sie hatte sich getäuscht; denn der Lieutenant ließ sie mit Stricken an einen Feigenbaum binden und zwar so fest, daß alle Fluchtgedanken aufhören mußten.

Die Soldaten schossen nun ihre Gewehre in den dichten Haufen der Affen; es war nicht möglich, daß eine Kugel fehlging. Wo sie einschlugen, da fielen die kühnen Feigendiebe in Menge. Das Geknatter der Büchsen und das Gewimmer der sterbenden Thiere, welches dem kläglichen Weinen des Menschen ganz ähnlich klang, machte die Näscher bald aufmerksam, daß etwas Außergewöhnliches vor sich ging. Und als sie nun die Kameraden neben sich fallen und ihr Blut fließen sahen, da wurden sie stutzig und Einige von ihnen begannen einen schleunigen Rückzug. Das aber hatten die andern kaum gesehen, als sie alle

Hals über Kopf hinwegstürzten und nicht eher ruhten, bis sie das schützende Gebirge erreicht hatten.

Die Kabylen, denen die Gärten gehörten, standen mit niedergeschlagenen Mienen umher, denn es sah in ihrer Pflanzung gar traurig aus. Da war fast kein einziger Feigenbaum, dessen Aeste nicht geknickt oder gebrochen waren, unter dem die reifen und unreifen Feigen nicht in Masse aufgehäuft lagen. Die ganze Erndte war gründlich ruinirt und selbst für die folgenden Jahre noch geschmälert.

Die todten Affen zogen den Zorn eines bejahrten Mannes auf sich und er stieß sie fluchend mit Füßen. „Pfui, Alter," sprach der Lieutenant, „die Thiere folgen ihrem Naturtriebe und nehmen, was ihren Hunger stillt; der Mensch soll sich hüten, daß sie ihm nicht schaden, aber er soll keine Rache an ihnen nehmen."

Die Kabylen, denen die Lehre von der Humanität entweder niemals oder doch sehr spät zur Kenntniß kommen wird, begriffen seine Worte nicht. Sie handeln schon den Menschen gegenüber nach dem alten Spruche: Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie viel mehr also noch gegen die Thiere!

Nachdem die Soldaten sich satt an den Feigen gegessen hatten, welche von den Affen niedergeworfen worden waren, zogen sie weiter und kamen mit ihren Gefangenen in langsamen Märschen nach Dschema Saridsch zurück. Zum Glück für Sarjui geschah es an einem Trauertage; der altersgraue Amin, der kaum in sein neues Amt eingetreten, war gestorben. Der Eigenthümlichkeit wegen schildern wir das Innere des Trauerhauses. In dem unteren Raume lagen einige wieder-



Ausführ, Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, aus dem Lande der Kabylen.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

kauende Kühe und ein halbes Dutzend Schafe, welche von drei muntern Ziegen neckend und meckernd umsprungen wurden.

Zwei Schritte von ihnen entfernt lag der todte Amin auf dem Boden; die Leiche war mit einem Teppiche zugedeckt, nur die nackten Füße kamen zum Vorschein. Der harte Lehmboden war sein Lager, kein Bett, kein Pfühl, nicht einmal eine Hand voll Stroh war ihm untergebreitet. Man kann daraus schließen, daß man mit dem gewöhnlichen Kabylen noch weniger Umstände macht.

Am Herde war eine alte Frau mit dem Warmmachen des Wassers beschäftigt, womit die Leiche abgewaschen werden sollte. Daneben saßen in gesonderten Gruppen Männer und Frauen, welche sich über den Gestorbenen unterhielten. Von eigentlicher Trauer war nicht die Rede; man begnügte sich damit, Alles so zu thun, wie es die Sitte des Landes und die Gebräuche der Vorväter mit sich brachten; im Uebrigen wurde gelacht und gescherzt und einem großen Kruge zugesprochen, welcher von Hand zu Hand wanderte.

Wie oft hatte Sarjui, einer unheilverkündenden Unke gleich, am Herde des Mannes gesessen, welcher jetzt todt am Boden seines eigenen Hauses lag. Damals hatte sie den friedfertigen Mann vergebens zu Krieg und Blutrache aufgestachelt, heute wurde sie als Gefangene hier eingebracht. So hatte es der Commandant befohlen, denn er wollte nicht in die Strafgewalt der Kabylen eingreifen. Freilich hätte er die Alte selbst bestrafen können, denn sie hatte ihm falsche Angaben gemacht und ihn zu einer Expedition verleitet,

zu welcher kein Grund vorlag, aber er kannte die Empfindlichkeit der Kabylen in diesem Stücke und wollte sie nicht zu einer neuen Unbotmäßigkeit reizen. Die Leichenwache weigerte sich, das Weib in ihre Mitte aufzunehmen, weil die Nähe eines so bösen Wesens dem Gestorbenen in jener Welt Kummer und Schaden bringe. Sie beantragte, daß sie bis nach Beendigung der Trauer unter militärischer Obhut bleibe. Der Commandant ließ sie nun in ihr eigenes Haus bringen, wo sie von einer Anzahl Spahis sehr strenge bewacht wurde.

Zehntes Kapitel.

Die gerechte Strafe.

Wir müssen uns nun wieder nach Abdela, Tizi und Random umsehen, welche von einer Abtheilung Kabylen geführt, vom Süden dem Norden zuzogen. Ulaed, der Scheich der Wüste, ritt an ihrer Spitze. Wo er sich zeigte, kamen ihm die Dorfbewohner entgegen und brachten ihnen Lebensmittel und Feigenbranntwein. Je mehr sie nach Norden kamen, desto aufgeregter fanden sie die Einwohner des Landes, denn überall war die Nachricht verbreitet, die Franzosen seien in Dschema Saridsch eingefallen, hätten die Einwohner niedergemacht und das Dorf verbrannt.

Da war kein Halten mehr an Abdela. Sobald sie hörte, daß ihre Landsleute unglücklich und in Knechtschaft waren, hatte sie alle Feindseligkeiten vergessen und dachte nur daran, wie ihnen zu helfen sei. Um

keinen Preis war sie zu bewegen, nach Fort Napoleon zu gehen und sich dort unter den Schutz der Besatzung zu stellen. „Fort nach meinem Dorfe!" lautete ihre beständige Rede und sie wurde nicht eher ruhig, bis Random und Ulaed sich entschlossen, sie zu begleiten. Der Marrabut Tizi trug aber großes Bedenken, denn er kannte die Rachegelüste Mansur's und hielt es für sicher, daß er getödtet würde, wenn er sich in Dschema Saridsch zeige.

Erst nach mancherlei Zureden gelang es, daß er sich anschloß.

Die Hitze war so unerträglich geworden, daß die Pferde und Maulthiere, obschon sie von Geburt an an dieses Klima gewohnt waren, nicht mehr weiter konnten; nur während der Nacht waren sie im Stande zu reisen.

Da machte sich Abdela allein auf den Weg. Der glühende Sand verbrannte die Sohlen ihrer nackten Füße, die stechende Sonne schoß sengende Strahlen auf ihr Haupt, sie verschmachtete fast vor Durst, aber alle diese Leiden konnten sie nicht beugen und aufhalten. Mit einer Ausdauer, wie sie beim stärksten Manne nicht gefunden worden wäre, wanderte sie weiter und erreichte endlich die Höhe, von welcher sie auf ihr Dorf hinabschauen konnte.

Welch ein Anblick! Die Moschee und eine Menge von Häusern lagen in Trümmern; traurig schlichen die Einwohner durch die verwüsteten Straßen und senkten scheu das Haupt, wenn sie an den französischen Soldaten vorüberkamen, die sich im Schatten der Mauern niedergelassen hatten.

Am Ende des Dorfes fiel ihr Auge auf das Haus, in welchem sie so glückliche Tage verlebt hatte, ehe jener unglückliche Zwischenfall ihren Geburtsort an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Es lag ebenfalls in Ruinen und die glühende Sonne schien in die Räume hinein, wo sie sonst mit dem Vater und den Geschwistern vereint gewesen.

Weiter schweifte ihr Blick zu der Stätte, wo sie die lieblichen Ueberbleibsel des Vaters zur Erde bestattet hatte. Da drangen heiße Thränen aus ihren Augen und sie verhüllte das Antlitz in ihr Gewand und weinte lange. Als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, stieg sie langsam und schwankenden Schrittes die Terrassen hinab; aber sie vermied es ganz ängstlich die zerstörten Gassen zu betreten, sondern schlich blutenden Herzens in einem großen Bogen zu dem Hause, wo ihre kleinen Geschwister ein Asyl gefunden hatten.

Der brave Mann, welcher ihr in stiller Nacht geholfen hatte, den Vater zu begraben, empfing sie mit einem Freudenschrei, denn er hatte sie schon für verloren gehalten. Die Kinder sprangen ebenfalls jubelnd auf sie zu und umklammerten ihren Hals und ihre Arme.

Als der erste Freudenrausch vorüber war, sprach der Gastfreund: „Bleibe auch du bei uns, Abdela, denn das Haus deines Vaters liegt in Trümmern."

„Ich habe es schon vom Berge aus gesehen," gab sie zur Antwort; „es schmerzt mich, daß es so gekommen, aber ich darf nicht klagen, denn wohin ich sehe, gewahre ich nur Trümmer und, was am schlimmsten ist, die Freiheit von Dschema Saridsch ist dahin.

Wo sonst die Bewohner des Dorfes im Schatten ihrer Hütten schlummerten, da liegen jetzt die Soldknechte einer feindlichen Nation."

„So ist es leider, Abdela; die Franzosen sind wie ein Blitz aus der Luft über uns gekommen, haben unsere Freunde erschlagen, unsere Wohnungen verwüstet und unsere Vorräthe aufgezehrt. Jetzt, wo der Fuß des Feindes einmal auf unserem Nacken steht, werden wir Knechte bleiben für alle Zeiten, denn sie sind uns an Waffen und Zahl überlegen. Von Dschema Saridsch aus wird der Feind die ganze Gegend unterjochen und ehe viel Zeit im Sande der Wüste verrinnt, wird ganz Kabylien dem verhaßten Franzosen gehorchen müssen."

„Ich habe immer gefürchtet, daß es so kommen würde, seufzte das Mädchen, denn leider seid ihr gegen alle meine Warnungen taub geblieben und habt euch untereinander gemordet, wie das unvernünftige Vieh. Wäret ihr noch alle zusammen, so würde es niemals dahin gekommen sein, denn wir hatten eine große Anzahl von streitbaren Männern, die nun alle unter dem Rasen schlummern und im nutzlosen Kampfe der Blutrache gefallen sind. Lebten sie noch, es wären ihrer genug, sich gegen eine zehnfache Anzahl zu vertheidigen. Allah's Hand liegt schwer auf uns, weil wir das Blut der Freunde in Strömen vergossen haben."

„Die Verhältnisse sind traurig," gab der Gastfreund zur Antwort, „aber am allertraurigsten ist es, daß wir durch den Verrath eines bösen Weibes in dieses Unglück gekommen sind."

„Eines Weibes?“ fragte Abdela. „Erzähle!“

„In der Nacht, als du flohest,“ antwortete der Freund, „begab sich Sarjui auf den Weg nach Fort Napoleon und machte dem Commandanten einen lügenhaften Bericht über die hiesigen Vorfälle. Sie sagte ihm, daß die Einwohner von Dschema Saridsch den verwundeten Kapitain Random auf eine schreckliche Weise ermordet hätten und daß das ganze Land im Aufstande gegen die Franzosen begriffen, sich auf dieselben stürzen und sie vernichten wolle.

Diese fanden in einer solchen Angabe natürlich einen gern gesehenen Grund, um uns mit Krieg zu überziehen. Von Sarjui geführt, gelangten sie in unserem Dorfe an, als wir, von den vorangegangenen Kämpfen erschöpft, der tiefsten Ruhe pflegten und nicht daran dachten, uns wehren zu müssen. Dennoch zogen wir mit dem Muthe des Löwen in die Schlacht, aber wir mußten der Uebermacht unterliegen; wir würden auch verloren haben, wenn unsere Streitkräfte zehnmal so groß gewesen wären.“

„Allah sei's geklagt,“ antwortete Abdela, „daß eine Tochter des eigenen Volkes einen solchen Verrath üben konnte. Tausendfacher Tod wäre ihr besser gewesen, als dieses Verbrechen. Wo ist sie?“

„Entflohen! Sie ist klug und vorsichtig; die Verfolger werden sie nicht finden.“

„Laß mich jetzt,“ sprach das Mädchen, „ich muß zum Commandanten, um ihm Milde anzuempfehlen.“

Der Freund hielt sie zurück und sprach: „Gehe nicht. Wenn du dich in den Straßen zeigst, werden dich die Kabylen in Stücke reißen. Du weißt, daß

dich unsere Feinde für eine Freundin der Franzosen hielten. Wisse, daß der ungerechte Verdacht sich seitdem noch mehr gesteigert hat. Sarjui hat die Lüge verbreitet, du habest die Franzosen hierher geholt und sie hat Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um diesen Glauben zu befestigen, ja, sie hat es öffentlich ausgesprochen, du seiest eine fluchwürdige Verrätherin."

Abdela lächelte und gab zur Antwort: „Ich bin so rein wie die Sonne; der Commandant selbst muß mir das Zeugniß geben, daß er mich niemals gesehen hat. Warum sollte ich mich also fürchten? Wenn sie Hand an mich legen wollen, so kann ich ihrer Rache nicht entgehen; ich müßte denn für immer meine Heimath verlassen und meine Zufluchtsstätte in der Wüste suchen. Das will ich aber nicht. Die Bewohner müssen erkennen, daß ich treu an den Freiheiten des Landes gehalten habe. Laß mich jetzt, bis ich mit dem Commandanten gesprochen habe."

Sie ließ sich nicht halten, sondern eilte mit schnellen Schritten hinweg. Nicht weit von der Moschee saß der Commandant unter einer Gruppe von Feigenbäumen und die Offiziere lagerten um ihn im Grase. Abdela warf sich vor ihm nieder und begehrte mit ihm zu sprechen.

„Wer bist du?" fragte der Commandant.

„Abdela, die Tochter des erschlagenen Amin Kadra," gab sie zur Antwort.

„Du bist es, Mädchen?" entgegnete er. „Es gehen seltsame und widersprechende Gerüchte über dich rund. Die Einen behaupten, du habest den Kapitain Ran=

dom erschlagen helfen; die Anderen sagen, du habest ihm Gutes gethan. Welches von Beiden ist nun das Richtige?"

„Darüber wird der Kapitain Random selbst Auskunft geben, wenn er in Dschema Saridsch anlangt."

„Er lebt also?"

„Lebt und nähert sich dem Dorfe. Doch ich möchte mit dir sprechen, ehe er kommt, weil die Leiden meines Volkes groß sind. Warum überziehst du unser Land mit Krieg? Ist Einer unter uns, der dir jemals wehe gethan hat? Wahrlich keiner! Warum also kommst du? Wir sind arm und leben kümmerlich von dem Ertrage unserer Erndten. Schätze kannst du also hier nicht sammeln. Reizt dich etwa die Lust, über ein so armes Volk zu herrschen? Es wäre thöricht, denn wir würden niemals gute Unterthanen von Frankreich. Wenn du deinen Fuß auf unseren Nacken setzest, so werden wir nicht demüthig wimmern, sondern mit den Zähnen knirschen und laut fluchen; der Haß wird sich steigern, bis auch im kleinsten Kinde ein Rächer ersteht. Von Dorf zu Dorf wird er sich fortpflanzen bis in die fernsten Ausläufer des Dschurdschura-Gebirges. Ziehe hinaus und laß uns in Frieden leben! Wir sind unvermögend und können euern Ansprüchen nicht genügen. Laß uns die Freiheit, welche unsere Väter genossen. Die Welt ist groß genug für euere Eroberungsgelüste, was also brecht ihr in unsere Dörfer ein und erschlagt die Männer, die euch nicht beleidigt haben?"

Der Commandant lächelte und gab zur Antwort: „Mädchen, deine Zunge ist eilfertig und dein Muth

kühn. Du sprichst mit einer Wärme für dein Land, die dir Ehre macht, aber du bist in der Welt unkundig und weißt nicht, daß dein Verlangen ein thörichtes ist. Wo die französischen Waffen einmal eingedrungen sind, können sie nur durch den Krieg wieder vertrieben werden. Aber ich gelobe dir feierlich, daß eure Freiheiten und Gewohnheiten nicht geschädigt werden sollen; vielmehr wird unser Schwert zu eurer Vertheidigung bereit sein, wenn ihr von kriegerischen Nachbarn angegriffen werdet."

„Meine Stimme ist eine schwache Waffe," entgegnete Abdela, „und ich kann nichts gegen deine Allgewalt thun, als den Propheten anrufen, daß er euerm Vordringen wehre, aber so lange dieses nicht geschieht, halte ich dich bei dem Worte, welches du gesprochen. Dein Gott würde dich strafen, wenn du es jemals brächest."

„Sorge nicht," antwortete der Commandant lächelnd, „was ich einmal geschworen habe, das gilt für immer! Gehe nun still und zufrieden in dein Haus, bis ich dich rufen werde."

Abdela entfernte sich, aber sie hatte kaum die ersten Häuser des Dorfes erreicht, als ihr Männer und Weiber mit finster drohenden Gesichtern entgegentraten. „Die Verrätherin," tönte es aus dem Haufen, „sie hat uns die Franzosen auf den Hals gejagt."

Sie achtete ihrer Worte nicht und ging weiter, aber mit jedem Schritte, den sie machte, traten ihr neue Feinde entgegen und zuletzt wurde sie sogar von den Fäusten eines Kabylen ergriffen, welcher ihr zu-

schrie: „Verräthern legt man den Kopf vor die Füße. Wir werden dich für dein Verbrechen tödten.“

Abdela schaute den Mann unerschrocken an und antwortete: „Was weißt du davon? Du sprichst nur die Worte nach, welche böse Zungen vorgesprochen haben. Wen kannst du zum Zeugen bringen, daß ich jemals etwas Unrechtes gethan? Nenne den Mann und lasse ihn vor mich hintreten, um seine Beschuldigung zu wiederholen.“

Der Angreifer sah etwas verdutzt um sich und sprach: „Jedermann sagt es.“

„Ja, sie ist eine abscheuliche Verrätherin! Sie muß sterben!“ tönte es aus dem Haufen.

Abdela streckte die Arme aus und rief: „So ihr's wißt, so tretet vor und sprecht.“

Alles schwieg, denn keiner von ihnen war im Stande, das Geringste über sie zu sagen. Endlich rief ein Weib aus dem Haufen: „Niemand von uns weiß es, aber die Sarjui hat dich öffentlich für eine Verrätherin erklärt!“

„Die Sarjui also ist eure Quelle, aus der ihr falsche Nachrichten schöpft,“ antwortete sie. „Seid ihr so sehr mit Blindheit geschlagen, daß ihr einem Weibe glaubt, welches immer nur darauf gedacht hat, euch gegeneinander zu hetzen und euch an Gut und Blut zu schädigen? Wahrlich, ich hätte euch für klüger gehalten. Doch laßt sie kommen und ich will mich vor euren Ohren vertheidigen.“

„Sie ist nicht hier!“ antwortete eine Stimme.

„Nun, so wartet, bis sie kommt,“ sprach Abdela,

„jetzt aber laßt den Weg frei, daß ich zu meinen Geschwistern gehe."

„Nicht von der Stelle, sie muß sterben!" brüllten mehrere Kabylen. Die Wütheriche drangen mit Fäusten auf sie ein, rissen sie am Haar und wollten sie hinwegschleppen; aber der Tumult war zum Ohre des Commandanten gedrungen, der sogleich einige Spahis beorderte, um die Ruhe herzustellen.

„Dieses Weib ist eine Verrätherin!" ließen sie ihm sagen, „sie hat den Tod verdient."

Der Commandant befahl, daß sie ihm vorgeführt werde und war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß es Abdela war. Die Männer und Weiber schrieen wild durcheinander und hörten nicht auf, sie mit Beschuldigungen zu überhäufen. Je länger sie schrieen, desto mehr brüllten sie sich in die Wuth hinein und nur die Gewalt der Waffen hielt sie zurück, daß sie nicht Hand an das Mädchen legten und sie ermordeten.

„Schweigt jetzt," sprach der Commandant. „Ihr beruft euch auf das Zeugniß der Sarjui, von dem ihr selbst wissen müßt, daß es verdächtig ist. Mir deucht, es gibt kein Weib in ganz Kabylien, dem weniger Glauben beizumessen ist. Alles, was sie sagt, ist Lug und Trug; ihre Zunge kennt nur die Lüge und ihr Herz ist voll Falschheit. Wahrlich, wenn ich sie und Abdela einander gegenüberstelle, so bin ich nicht zweifelhaft, auf welcher Seite das Verbrechen zu suchen ist, aber sie soll gehört werden, wenn sie hier eingebracht ist. So lange das nicht geschehen, steht Abdela unter meinem Schutze. Sie mag zu ihren

Geschwistern gehen und dort werde ich sie durch meine Soldaten bewachen lassen."

Auf einen Wink wurde sie abgeführt und die Einwohner zerstreuten sich, von Neuem erbittert, daß ein Fremdling es sich herausnehmen durfte, ihrer Rache Einhalt zu thun.

Gegend Abend erschienen auf der Höhe des Berges die Soldaten, welche die gebundene Sarjui zwischen sich führten, und an der andern Seite des Dorfes nahten die Begleiter Abdelas. Alle Einwohner liefen zusammen und begleiteten den Doppelzug zur Höhe der Moschee. Der Commandant breitete dem todtgeglaubten Kapitain die Arme entgegen und schloß ihn mit Freudenthränen an seine Brust; dann führte er ihn unter die Feigenbäume und ließ Erfrischungen auftragen.

Erzähle mir nun von deinen Abentheuern," sagte er.

Random nahm den Scheich Ulaed bei der Hand und sprach: „Erlaube, daß ich dir erst diesen Scheich der Wüste vorstelle; ich habe unter seinem Dache geschlafen und aus seiner Schüssel gegessen. Er ist mir Freund und Führer gewesen und kommt nun zu dir, um mit unserer Nation einen Handelsvertrag abzuschließen, denn seine Oase ist voll von Oelbäumen, von Feigen und Datteln, die er vertauschen will gegen die Erzeugnisse unseres Landes."

Der Commandant reichte dem braunen Manne die Hand und lud ihn ein, an dem Mahle Theil zu nehmen, während seine Begleiter sich lagerten und sich an den umhergereichten Getränken gütlich thaten. Die Verabredungen wegen der Handelsverträge sollten bis

morgen ruhen; heute, so kam man überein, wollte man nur der Freude des Wiedersehens leben.

Random mußte also seine Schicksale erzählen und er entledigte sich dieser Aufgabe mit großer Gewandtheit. Er schilderte, wie er in die Nähe von Dschema Saridsch gekommen und am Brunnen Abdela gesehen habe; wie sie von einem Panther bedroht worden und er, wie es die Pflicht und die Schuldigkeit eines braven Mannes fordere, ihr beigesprungen sei.

Ueber seine Verwundung ging er schnell hinweg; desto länger aber hielt er sich bei der Gastfreundschaft auf, welche er im Hause des Amin genossen und er wußte die aufopfernde Pflege der guten Abdela nicht genug zu preisen.

Der Commandant, durch die Lügen der alten Sarjui übel berichtet und noch immer des Glaubens lebend, daß Abdela wenigstens nicht überall unschuldig sei, bekam von dem Mädchen mit einem Schlage eine ganz andere Ansicht. „Es wäre eine Schande, sie noch länger zu bewachen," sprach er. „Sie soll auf der Stelle hierherkommen und öffentlich meinen Dank im Namen Frankreichs erhalten!"

Sogleich eilten ein paar Spahis hinweg, um sie zu holen und sie kamen sehr bald mit dem Mädchen zurück. „Abdela," redete der Commandant sie an, „durch die Anklagen der Sarjui irre geführt, habe ich dir im Herzen schweres Unrecht gethan. Von Kapitain Random höre ich von Allem das gerade Gegentheil; du hast dich durch deine Barmherzigkeit und Aufopferung in einem hohen Grade um das Volk von Frankreich verdient gemacht und ich werde nicht unterlassen,

meinem Könige zu berichten, welch eine Perle Kabylien in seinem Schooße trägt. Ich zweifele nun nicht, daß auch alle andern Angaben der Sarjui nur Lügen enthalten. Führt sie vor."

Das Weib wurde gebracht und der Commandant befahl ihr, die Beschuldigungen zu wiederholen, welche sie gegen Abdela ausgestoßen.

Sie schaute das Mädchen mit einem Blicke des furchtbarsten Hasses an und schwor beim Propheten, daß alles, was sie gesagt habe, wahr sei. Aber es waren genug Personen vorhanden, welche sie der Lüge überführen konnten.

Der Commandant wandte sich mit Ekel von ihr ab und sprach: „Führt sie hinweg; heute wollen wir uns die Freude nicht trüben lassen; aber morgen sollen ihre Landsleute über sie urtheilen."

Sarjui wurde eingesperrt und sorgfältig bewacht. Der Commandant und seine Gäste aber blieben zusammen, bis die Sterne funkelten.

Am folgenden Morgen erschallten die Trommeln durch das Dorf und die sämmtlichen Einwohner versammelten sich bei der Moschee.

Da rief der Commandant den Marrabut Tizi herbei und sprach: „Mansur und der Amin sind gestorben, führe du also bei dem Gerichte, welches wir über Sarjui halten wollen, den Vorsitz."

„Verschone mich damit, hoher Herr," antwortete Tizi. „Es gelüstet mich nicht länger, unter den Marrabuts eine Stelle einzunehmen; seitdem Mansur so viel Falschheit und Niederträchtigkeit geübt, habe ich oft nachgedacht über die Lehren der Christen und Ma-

homeds und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der bessere Weg nicht auf unserer Seite ist. Wenn du mir deinen Schutz angedeihen lässest, so werde ich mit dir nach Fort Napoleon gehen, um von den Priestern deines Landes Unterricht im Christenthum zu nehmen."

„Du sollst willkommen sein," sprach der Commandant. „Ich danke dem Herrn, daß er im Schooße des Propheten seine Kinder erwählt, denn um so leichter wird sein Wort Eingang finden in Kabylien. Möge es der Himmel lenken, daß in nicht allzuferner Zeit aus den Trümmern dieser Moschee ein christlicher Tempel erstehe, in welchem du der erste Priester seiest."

Als Abdela diese Worte hörte, machte sie ein ernstes Gesicht, schaute den Marrabut finster an und sprach: „Tizi, niemals hätte ich von dir geglaubt, daß du im Stande wärest, den Glauben deiner Väter zu verleugnen und den Christen nachzugehen. Mit dem Schritte, den du heute gethan, hast du für immer das Band unserer Freundschaft zerrissen."

„Abdela," antwortete Tizi lächelnd, „die Stunde ist nicht mehr fern, wo auch du kommen wirst, um dich in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen zu lassen, denn in deinem Herzen sind schon jetzt alle die Tugenden, welche den Christen ihr Glaube vorschreibt."

Abdela schüttelte mit dem Kopfe und wendete sich von ihm ab.

„Wer von euch," fragte der Commandant, „soll den Vorsitz führen?"

Niemand meldete sich. Endlich erhob sich ein alter Mann und sprach: „Die Sarjui hat uns Allen großes

Leid angethan, denn die Blutrache, welche fast zwanzig Jahre lang beständig in unserem Dorfe gewüthet hat, war zumeist ihr Werk. Niemanden aber hat sie größeres Leid zugefügt, als der Tochter des Amin Kadra, die heute rein und fleckenlos vor uns steht. Ist es euch recht, ihr Männer von Dschema Saridsch, so übertragen wir ihr die Rache und sie soll mit der Falschen thun, was ihr wohlgefällt!“

„Ja, ja!“ schrieen Alle, „Abdela soll sie richten!“

Da richtete das Mädchen sein Antlitz der Menge zu und sprach mit strahlenden Augen: „Freunde und Landsleute, mit Freuden nehme ich euern Auftrag an, aber glaubt nicht, daß ich den blutigen Weg wandele, den ihr bisher so gerne betreten. So lange ich meine Stimme erheben kann, habe ich gegen das unsinnige Morden gesprochen, welches uns Allen so unsägliches Elend verursacht hat. Wenn wir nicht vom Blutvergießen lassen, so gehen wir allesammt zu Grunde. Ich will euch daher das Beispiel geben, wie man seinen Feinden verzeiht. Sarjui hat einen hundertfachen Tod verdient, aber sie soll leben, um Zeit zur Besserung zu gewinnen. Sarjui, nimm zu dir, was du an Habe besitzest und wandere hinweg. Im Dschurdschura-Gebirge oder in den Oasen der Wüste magst du dir einen Zufluchtsort suchen, und Niemand soll dir auf dem Wege dahin ein Hinderniß bereiten. Gehe, du bist frei wie der Vogel in der Luft!“

Die Kabylen murrten ob dieses Ausspruches und schüttelten mißmuthig mit den Köpfen. Der Commandant aber erinnerte sich daran, daß sie den Machtspruch in Abdela's Hand gelegt hatten. „Niemand darf sie

anrühren," sprach er, „ich werde sie durch meine Soldaten geleiten lassen, bis sie in Sicherheit ist."

Sarjui, welche bisher wie Espenlaub gezittert hatte, weil sie von Abdela das Schlimmste befürchtete, erhob triumphirend ihren Kopf und rief: „Beim Propheten, Mädchen, du hast wohlgethan, daß du so und nicht anders urtheiltest, denn Allah würde dich zerschmettert und den Staub Deines Leibes in alle Lüfte zerstreut haben. Glaube aber nicht, daß ich dich darum liebe. Bah, ich fluche dir und euch Allen. Wo ich auch sein mag, ich werde immer im Stande sein, euch zu schaden und einen feindlichen Stamm auf euch zu hetzen."

Einen Stab ergreifend und von Niemanden Abschied nehmend, wanderte sie hinweg und bald sah man die verhaßte Gestalt auf der Spitze des Berges; die begleitenden Soldaten blieben aus Abscheu etwa hundert Schritte hinter ihr zurück.

Plötzlich schrieen alle Zuschauer laut auf, denn von der Spitze eines Felsens schnellte ein großer Panther nieder, ergriff das abscheuliche Weib mit seinen Tatzen und riß sie in Stücke. Ehe die Soldaten zu ihrer Hülfe herbeieilen konnten, war sie eine Leiche.

„Das ist die Hand des Herrn," sprach der Commandant, „Gott selbst hat dein Urtheil umgeändert!"

Abdela weinte um die Erwürgte und schlich sich still aus dem Kreise der Männer.

Der weitere Verlauf der Begebenheiten hat für uns keinen großen Werth. Es sei nur erwähnt, daß die Franzosen nach und nach die ganze Gegend unterjochten. Wie Tizi vorhergesagt hatte, wurde Abdela

eine Christin und als ein Jahr vergangen war, stand auf der Stelle der Moschee eine Kirche, in welcher der bekehrte Marrabut als Priester wirkte. Sein Einfluß war ein segensreicher, mit Abdela's Hülfe kam die Blutrache nach und nach in Vergessenheit. Die Franzosen aber trieben Handel mit allen Stämmen bis tief in die Wüste hinein. Kapitain Random kehrte bald nach Frankreich zurück, weil sein Körper die Einwirkung des Klima's nicht ertragen konnte, aber auch in der Heimath vergaß er nie der edeln Menschen, die sich seiner so wacker angenommen hatten.

Inhalt.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

W. Herchenbach,

deutscher Geist und deutsches Schwert.

Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung.

Für das Volk geschrieben. Mit 1 Stahlstich. 8.
1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

Diese Geschichte erzählt den Freiheitskampf unsers von Napoleon I. geknechteten deutschen Vaterlandes und schildert, wie es sich endlich ermannt und darangeht, die unwürdigen Fesseln abzuschütteln, wie es ringt und kämpft, wie es endlich den Usurpator niederwirft und Freiheit und Frieden wieder gewinnt. Sie enthält in vier Büchern alle Ereignisse von Napoleons Zug nach Rußland bis zu seiner Gefangennehmung und Abführung nach St. Helena. Der Verfasser bekundet hier wieder sein Talent im Erzählen: er weiß in das Geripp aller Thatsachen Geist und Leben zu bringen, hält die Aufmerksamkeit des Lesers in immerwährender Spannung und begeistert ihn für Recht und Freiheit. Möge dieses treffliche Buch für alle Deutschen bei ihrer gegenwärtigen Zerfahrenheit eine Weckstimme sein, daß sie sich einigen und für die Unabhängigkeit und Kräftigung ihres Vaterlandes kämpfen nicht bloß mit Lied und Sang und Wort, sondern mit edlen, opferwilligen Thaten! Z.

W. Herchenbach,

Mathilde,

die wahrhaft königliche Frau und Deutschlands Mutter.
Ihre Kinder und Enkel.

Mit 1 Stahlstich. 8. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.

Nachdem wir von vorstehender Erzählung Einsicht genommen, sprechen wir nur unsere vollste Ueberzeugung aus, wenn wir sie als eine der schönsten und lesenswürdigsten, die in neuester Zeit erschienen sind, bezeichnen. Sie führt dem Leser in Mathilde, Adelheid, Editha, Otto, Bruno u. s. w. die herrlichsten Beispiele vor Augen, welche sein Herz erwärmen und ihn für Religion und Tugend begeistern. Auch hat sie für den, welcher sich über die Zustände des vielfach verlästerten zehnten Jahrhunderts ein richtiges Urtheil bilden will, nicht geringen Werth, denn sie sagt ihm, daß jenes Jahrhundert, wenn auch in mancher Beziehung ein dunkles und gewaltthätiges, doch in allen seinen Verhältnissen vom Geiste des Christenthums durchdrungen war und die erhabensten Tugenden zur Reife brachte. Da die Erzählung ihrem ganzen Inhalte nach auch sehr anziehend ist, so können wir nur wünschen, daß sie eine recht weite Verbreitung finde. Z.